

Hasara Raba.



0

Hasara Raba.

Novelle

von

Sacher=Masoch.

„Ihr nehmt mein Leben,
Wenn Ihr die Mittel nehmt, wovon ich lebe."
Shakespeare im Kaufmann
von Venedig.



Leipzig
Verlag von E. L. Morgenstern.
1882.



Wer im ganzen Kreise von Kolomea kennt nicht die arme kleine Chaike Wieselchen Rebhuhn? Aber es gibt auch noch außer Kolomea Leute, und diese sollten sie gleichfalls kennen, obwohl wenig Merkwürdiges an ihr ist. Eine arme Jüdin! was weiter, eine arme Seele, die mit dem Schicksal zu kämpfen hat, so schwer, so ununterbrochen, eine arme Mutter, die entsetzliche Angst aussteht um ihre Kinder, und doch nie muthlos wird, sich nie ergibt, und heut steht sie gar vor ihrem Richter, eines Verbrechens angeklagt, eines wirklichen Verbrechens, die arme kleine Jüdin mit den rothgeweinten Augen.

Wie das Alles kam? So ganz gewöhnlich und doch seltsam genug. Vielleicht genau so, wie die kleine Frau zu ihrem Namen kam. Da fiel es z. B. dem Kaiser Joseph II. ein, den Juden Namen zu geben, denn warum sollen denn gerade die Juden keinen Namen haben, wenn

alle anderen Leute Namen haben. Namen wie Benjamin oder Schalmon sind keine richtigen Namen, die Juden sollen Familiennamen haben wie die Christen. Aber es gibt so viele Juden, besonders in Galizien, wo die Namen auftreiben für so viele Juden? Eine nicht geringe Aufgabe für einen österreichischen Beamten, bei dem die Phantasie heute noch strengstens verboten ist, wie soll er das anfangen, hundert, ja tausend Juden Namen zu geben? Eine verzweifelte Lage. Aber man hilft sich wie man kann. „Wähle einen Namen.“ Der Jude überlegt, wenn er schon einen Namen haben soll, muß es ein schöner Name sein. „Diamant,“ sagt er endlich, „wäre ein guter Name.“ — „Sollst heißen Diamant.“ Oder etwas in dieser Weise. „Wie willst Du heißen?“ — „Gott soll mich strafen, wenn ich weiß, wie ich heißen soll.“ — „Wo bist Du geboren?“ — „Gott soll mich strafen, wenn ich weiß, wo ich geboren bin.“ — „Und Dein Tate?“ — „Gott soll mich —“ — „Und Dein Ahn?“ — „Ist er gekommen aus Warschau.“ — „Sollst heißen Warschauer.“ Endlich sind aber alle Gestirne des Himmels und alle Früchte der Erde verbraucht, alle Städte und Edelsteine. Was nun?

Hat einer zufällig einen Kaftan von Atlas an. „Sollst heißen Atlas.“ Der Großvater ihres Mannes hielt vielleicht eben ein todtes Rebhuhn in der Hand. „Sollst heißen Rebhuhn.“ So kam Chaike zu diesem kuriosen Namen. Die deutschen Beamten waren insbesondere bei uns in Galizien gewohnt, ähnliche Schwierigkeiten spielend zu überwinden; z. B. bei der Konskription.

„Wie viel Kinder hast Du?“

„Eine Tochter.“

„Wie heißt sie?"

„Sarah Mandelblüh."

„Ist sie bei Dir im Hause?"

„Sie ist verheirathet," sagte der Jude, — „poszla za maz".*)

„Schreiben Sie," sagt der Beamte zum Kanzlisten, „Sarah Mandelblüh ausgewandert nach Zamosc".**)

Wieselchen war der Spitzname der armen Chaike. Diese gute Gewohnheit, jedem Menschen in Form eines kleinen Namens, gleichsam mit einem einzigen kecken Strich, einen lebendigen Paß, eine Personsbeschreibung und Charakterzeichnung beizugeben, haben unsere Juden von den Russen in Galizien. Die Art und Weise, wie Chaike stets hin und herlief, und mit einer gewissen ängstlichen Eile, die an ein Wiesel mahnte, ein Geschäftchen zu machen, etwas zu verdienen trachtete, hatte ihr diesen zweiten Namen eingetragen, der ein wenig spöttisch, aber auch recht löblich klang. Von Haus aus hieß sie Chaike Konaw und war die Tochter des Löw Konaw, eines armen, aber geachteten Mannes, der bei einigen sogar für einen Viertelheiligen galt und in dem Rufe stand, nicht allein die Thora***) und den Talmud, sondern auch den Sohar†)

---

*) Ausgesprochen sa monsch.

**) Eine Stadt in der Landschaft von Belz.

***) Das mosaische Gesetz.

†) Das Buch Sohar (Glanz), auch nach der kabbalistischen Buchstabenversetzung Rasah (Geheimniß) und Hasar (die Krone) genannt, wird dem Rabbi Simon ben Jochai zugeschrieben, einem Schüler des Rabbi Akiba. Es ist das eigentliche Evangelium der jüdischen Geheimlehre, Kabbalah genannt.

genau zu kennen. Chaike war als Kind etwas dergleichen wie eine kleine Pflaume, die unreif vom Baume gefallen ist und die man nicht erst zu kosten braucht, um zu wiss en daß sie sauer ist, die schon sauer ist, wenn man sie nur ansieht, so recht grünsauer. Als Mädchen begann sie sich zu entwickeln, vom Grünen nämlich in das Gelbgrüne und jetzt, als Frau und Mutter von drei Kindern, ist sie an der Grenze angekommen, die ihr von der Natur gesteckt war. Sie sieht aus wie ein Kind, das nicht alt werden kann, das aber auch nie jung war. Ihr Gesicht, das nun einer unreifen sauren Citrone gleicht, hat einen so liebenswürdigen Zug von Unschuld, von Herzensreinheit, und doch spricht wieder ein so wehmüthiges Wissen aus demselben. Die großen Augen glänzen immer, wie wenn sie mit Thränen gefüllt wären. Die kleine, magere, blasse Frau macht ganz den Eindruck schwächlicher Hilflosigkeit und ernährt doch sich und drei Kinder, ihren ganzen Stolz, und heute steht sie vor ihrem Richter, eines wirklichen Verbrechens angeklagt.

Es ist kaum zu glauben, denn Chaike hielt sich von jeher an die Worte des Predigers Salomo: Sei nicht allzufromm und dünke Dich nicht allzuweise. Sie ist nicht allzufromm und daher weder hochmüthig noch unbarmherzig, sie hat gewiß noch keinem Menschen etwas zu Leide gethan, und sie dünkt sich nicht allzuweise und hält deßhalb ihre fünf Sinne und ihren Verstand genau beisammen, man würde bei ihr vergebens eine jener Thorheiten oder Leidenschaften suchen, die uns anderen mehr oder minder beflecken. Und doch eine Verbrecherin, die arme Chaike, die stets eines so sanften redlichen Herzens war,

eines so mitleidigen und hilfreichen Herzens, das von Liebe zu überströmen schien, so daß es immer nur Liebe gab und nie empfing.

Es heißt zwar, daß kein Sperling vom Dache fällt ohne Gottes Wissen und Willen, aber es scheint, daß Gott mit den Sperlingen so viel zu thun hat, daß er dafür manchmal irgend eine gute Seele ganz und gar vergißt, und daß diese dann strauchelt und fällt wie unsere arme Chaike. Die Allwissenheit ist eben keine Kleinigkeit. Ich habe den Allwissenden immer sehr bedauert und am meisten deßhalb, weil er alle Akten österreichischer Behörden lesen muß.

Die Mutter der kleinen Chaike war gestorben, als diese eben zu laufen begann, so kam es, daß ihr nie Jemand etwas geschenkt oder ihr schön gethan hatte. Kein Mensch beobachtete das scheue grüne Kind und kein Mensch, so lange sie lebte, hat sie je schön genannt, was doch dem Herzen eines Weibes so nöthig ist, so wohl thut; nur ihr Vater, denn welcher Jude findet sein Kind nicht schön, aber das war auch Alles was der alte Konaw zu Stande brachte, im Uebrigen saß er über seinen Büchern und überließ die Welt der Weisheit und Allmacht Gottes. Er war zwar ursprünglich Kaufmann, aber die Kabbalah zog ihn mehr und mehr in ihre mystischen Kreise, zuletzt war er nur noch Faktor*) bei dem Gutsbesitzer Leon Polawski und dies blieb er bis an sein Lebensende, nicht des kleinen Vortheils wegen, sondern aus Anhänglichkeit

*) Diesen Titel führt jeder Jude, welcher der Geschäftsträger, das Faktotum eines Gutsbesitzers ist.

für die Familie, war ja doch sein Vater Faktor gewesen bei dem Vater Polawski und sein Großvater bei dem Großvater. So weit man sich nur erinnern konnte, war diese Faktorwürde in dem Geschlechte Konaw ebenso erblich gewesen wie das Gut Pisariza in dem Geschlechte Polawski. Ein Polawski ohne einen Konaw war nicht zu denken und umgekehrt.

Soweit also Vater Konaw nicht in der Schule war oder über seinen Büchern, besorgte er alle Angelegenheiten des Herrn Polawski und erhielt von dem bescheidenen Gewinn seine Kinder, Chaike und Jehuda. Er ging recht ärmlich einher, trotzdem blickte aber die ganze Gemeinde auf ihn, als ein Musterbild. Wenn er am Morgen oder Abend in der Schule betete, so stellte sich der reiche Rosenstock in seinem Kaftan von starrendem Atlas gern neben den Alten in verschossenem Merinorock in den Winkel und blinzelte von der Seite nach ihm hin, um es ja genau so zu machen wie er. Konaw legte dann ein Buch vor sich hin, kein Mensch, nicht einmal Rosenstock, hat je erfahren können, was das für ein Buch war, setzte das kleine schwarze Käppchen auf den Kopf, hing ein großes weißes Tuch darüber, umwickelte den bloßen Arm mit dem Gebetriemen und begann unter fortwährendem Auf- und Abneigen des Körpers zu beten, immer in rein hebräischer Sprache. So lange er murmelte, murmelte Rosenstock mit ihm, wenn er seine Stimme erhob, erhob sie Rosenstock mit ihm, und ließ er sie wieder fallen, so ließ auch Rosenstock die seine fallen. Wenn aber mitten in dem Tumult, den hundert Betende mit ihrem monotonen Gesang erregten, Vater Konaw als ein echter

Chassid*) aus vollem Halse zu schreien begann, da wagte es der reiche Rosenstock nicht, mitzuschreien, nicht weil er es etwa für unanständig, sondern weil er dies Schreien aus vollem Halse für ein besonderes Vorrecht des frommen Konaw hielt, das er ihm nicht streitig zu machen wagte.

Vater Konaw war aber, wie gesagt, nur ein Viertelheiliger. Er gehörte nicht zu jenen vollkommenen Chassidims, die unablässig wandern und nie mehr als eine Nacht an einem Orte zubringen, er fastete auch nicht sieben, nicht einmal drei Tage und drei Nächte ununterbrochen, aber er aß kein Fleisch, wälzte sich im Winter im Schnee und im Sommer auf Dornen und beschäftigte sich fleißig mit der Kabbalah. Das waren dann seine seligsten Stunden, wenn er allein in seinem hölzernen Verschlage saß, bei dem trüben Lichte einer schlechten Erdöllampe und vor sich den Sohar aufgeschlagen hatte oder das Buch Sepher**) des großen Bescht. Dann schwirrten die Engel um ihn, unsichtbar auf Regenbogenflügeln, und

---

*) Chassid von Chassed, das die Bedeutung hat aus übertriebenem Eifer mehr zu thun als nöthig ist. Ein Chassid ist also ein Eiferer, der nicht allein alles das thut, was die Religion vorschreibt, sondern aus überschwänglicher Liebe zu Gott noch viel mehr. Die Sekte der Chassidim wurde von Israel aus Tlußty im podolischen Ostgalizien im Jahre 1740 begründet. Ihr Stifter erhielt den Beinamen Balschem oder auch Bescht (heiliger Mann), daher seine Anhänger auch Beschtianer heißen.

**) Sepher Hamidoth, Sittenbuch, ist der Titel des mystischen Buches, in welchem einer seiner Enkel die Lehren des Bescht Israel Balschem aufgezeichnet hat und das in Taschenformat gedruckt wird, damit es ein jeder stets bei sich tragen kann.

die Dämonen lagen gebändigt zu seinen Füßen, gleich zertretenen Schlangen.

Vater Konaw hatte auch einen Sohn, Jehuda. Dieser wurde von ihm in dieser heiligen Abgeschiedenheit von der sündigen Welt nur im Glauben und der kabbalistischen Weisheit erzogen. Er ließ ihn kein Handwerk lehren, er ließ sich von ihm niemals Hilfe leisten in seinem Geschäfte, dies Alles hielt er seines Sohnes für höchst unwürdig. Beten, fasten, sich kasteien, lesen, grübeln war Alles, was er that. So wurde denn Jehuda auch ein Mensch, dem das Fasten auf den bleichen eingefallenen Wangen geschrieben stand und das Grübeln auf der Stirne in traurigen Hieroglyphen, dessen magerer Leib aussah, als sei ihm alles Fleischliche von den Dornen herabgerissen worden, dessen Augen wie im Fieber glühten und gleichsam nur nach Innen gewendet, nichts von alledem sahen, was die nüchternen Augen anderer Menschen sehen.

Er ging in schlechten abgetragenen Kleidern wie sein Vater, dennoch fühlte Jeder eine gewisse Ehrfurcht vor ihm, und der reiche Rosenstock mehr als alle Anderen. Für den echten altgläubigen Juden ist es der Inbegriff alles Stolzes und aller Glückseligkeit, seinen Sohn als Rabbi zu sehen oder seine Tochter mindestens an einen Bachur*) zu verheirathen. So dachte auch Rosenstock, und da er nur eine Tochter hatte, beschloß er, sie Jehuda zum Weibe zu geben, oder vielmehr er schmeichelte sich, daß Jehuda sein Schwiegersohn werde. Freilich war er arm, und Rosenstock der reichste Mann der Gemeinde, und Geld ist

*) Des Talmuds beflissener Jüngling.

viel, sehr viel in den Augen des Juden, aber der Talmud sagt: „Wer seine Tochter an einen Amharez*) verheirathet, der thut so viel, als möchte er sie binden und einem Löwen vorwerfen**). Nun war aber Rosenstock nicht der Mann, sein einziges Kind, seine Peninna, einem Löwen vorzuwerfen.

Und Jehuda war mehr als ein gewöhnlicher Bachur, er war auf dem besten Weg, ein Zadik***) zu werden.

Rosenstock begann also förmlich um ihn für seine Tochter zu werben und zwar in so kluger Weise, wie dies von einem großen Kaufmann zu erwarten war. Als Vater Konaw aus der Schule ging, stand Rosenstock da und grüßte den armen Faktor zuerst. Dieser dankte demüthig, wie es einem Frommen ziemt. Rosenstock nahm freundschaftlich seinen Arm und Konaw ließ es ruhig geschehen.

„Dein Jehuda ist ein großer Geist,“ begann er.

Konaw lehnte diese sündhafte Ehre bescheiden ab.

„Er ist ein großer Geist,“ fuhr jetzt Rosenstock beinahe heftig fort, „Gott hat ihn erschaffen, sich zur Freude und uns zur Erleichterung und zum Troste. Solch ein Jüngelchen noch und kennt alle die heiligen Bücher, die unsereins sich kaum zu nennen getraut ohne Beben, den Talmud und den Sohar.“

„Er kennt auch den Sepher,“ sprach Vater Konaw.

„Gewiß kennt er ihn, was sollte Dein Jehuda nicht

---

*) Ein der talmudischen Gelehrsamkeit Unkundiger.

**) Talmud. Traktat Psachim. 3.

***) So nennt die Sekte der Chassiden ihre Lehrer zum Unterschiede von den Rabbis. Zadik bedeutet so viel wie der Gerechte oder Fromme.

kennen? Aber meinst Du nicht, daß es jetzt gut wäre, ihn auf irgend eine Joschibah*) in der Fremde studiren zu senden?"

„Gewiß wäre es gut, aber es fehlt das Geld."

„Geld? wie heißt Geld? hat der reiche Rosenstock nicht genug Geld, um zu dienen dem Herrn, indem er einen Auserwählten sendet auf die Joschibah zu studiren?"

Jetzt begann Vater Konaw langsam zu erglänzen, es war ja sein höchster Wunsch, den Sohn auf eine Joschibah zu senden.

„Gott würde es lohnen."

„Aber der reiche Rosenstock möchte thun noch mehr für den großen Geist Jehuda. Ein Mann wie dieser darf nichts zu thun haben mit Kram und Geschäft, muß Tag und Nacht studiren können, und beten und fasten wie es sein Herz verlangt, damit er ein Zadik wird, ein Lehrer der Frommen und Gerechten."

„Gewiß wäre dies gut, aber es fehlt das Geld."

„Geld? hat der reiche Rosenstock nicht eine Tochter, eine schöne Peßula**), mit klugem Verstand, ein Goldkind, will er geben das Goldkind dem Bachur, und ihn studiren lassen, und ihm dann einrichten ein Haus, daß er kann lesen und denken und beten, um zu werden ein Zadik."

Vater Konaw glänzt, aber er schlägt nicht allzu rasch ein, ein Mann wie er darf nicht nach einer reichen Braut haschen wie ein Schnorrer.***) Er nimmt Bedenkzeit und

*) Talmudische Hochschule.

**) Jungfrau.

***) Herumziehender Bettler.

der reiche Rosenstock ist zufrieden, daß er sich überhaupt die Sache bedenkt. Nach einigen Tagen beginnt wieder der reiche Rosenstock von der Heirath zu reden, Konaw zeigt sich geneigt, und so wird endlich Alles abgemacht. Die Kinder werden nicht gefragt, ja Vater Konaw hält es nicht einmal für nöthig, seinen Jehuda zu dem reichen Rosenstock zu führen, ihm Peninna zu zeigen und zu sagen, sieh, diese reiche Erbin, dieses herrliche, schöne und kluge Geschöpf soll Dein Weib werden. Jehuda wurde von seinem Schwiegervater ausstaffirt, mit Reisegeld versehen und von seinem Vater bis nach der Kreisstadt begleitet. Dort gab dieser dem Sohn seinen Segen, das Werthvollste was er ihm geben konnte, und das Jüngelchen fuhr auf der Kaiserstraße hinaus in die Welt.

Nachdem Jehuda auf der Joschibah zu Belz*) drei Jahre zugebracht hatte, kehrte er in die Heimat zurück, nicht als ein mit Büchern bepackter Esel, wie die Talmudgelehrten jenen zu nennen pflegen, der nur des Hebräischen mächtig, in der heiligen Schrift und dem Gesetze der Juden zu Hause ist, sondern erfahren in allen Künsten der Auslegung und sattelfest in den Chilukim, den talmudistischen Klopffechtereien, denn nicht die Kenntnisse werden bei den jüdischen Gelehrten am höchsten geschätzt, sondern der Scharfsinn der Kombination, der Witz der Verdrehung, die Spitzfindigkeit, dort etwas zu entdecken, wo noch kein Auge etwas erblickt hat. Solch ein vollendeter talmudischer Grillenfänger war unser Jehuda, jeden Augenblick bereit, einen Wallfisch in einem

*) Stadt in Russisch-Polen.

Tropfen Wasser schwimmen zu lassen, als er von Belz heimkehrte. Und er kam mit Vater Konaw zu dem reichen Rosenstock sich bedanken, er war erst zwanzig Jahre alt und hatte schon den Anstand eines Weisen: als sich aber der grüne Vorhang, der die Fensternische abschloß, theilte, und die schöne Peninna sichtbar wurde, ihr dunkles Auge forschend auf dem Verlobten haften ließ und endlich ihr Haupt mit den herrlichen schwarzen Zöpfen, wie Ebenholz glänzend, freundlich neigte, da flog die Weisheit unseres Jehuda davon wie der Rabe des Noah, um nie mehr wiederzukehren, und als er mit seinem Vater heimging und der Alte sie lobte, murmelte er: „sie ist gleich der Braut des hohen Liedes und es ist kein Flecken an ihr."

Und Peninna? Sie war erst sechzehn Jahre alt, aber ein vollendetes Weib, ein Königskind konnte nicht stolzer sein und eine Herrscherin und Richterin nicht klüger als sie es war. Sie hatte keine Stimme nach dem Gesetz und nach dem guten alten Brauch, aber ihr Vater fragte sie doch, das war bezeichnend genug. Ihr Herz regte sich in keiner Weise bei der ersten Begegnung mit Jehuda, aber ihrem Hochmuth schmeichelte es, den Mann zu besitzen, auf den Alle mit Ehrfurcht blickten. „Ich bin zufrieden," sagte sie, „einen Amharez hätte ich niemals genommen."

Damit war die Sache abgethan, und der reiche Rosenstock traf seine Anstalten, die Hochzeit würdig zu feiern.

Ehe es aber soweit war, kam ein böser ungebetener Gast aus den Wüsten Asiens durch die russischen Steppen gewandert, die Cholera. Trauer kam über Israel. Die Menschen fielen auf der Straße gleich den Sommerfliegen.

Entsetzen faßte die Muthigsten, unaufhörlich liefen die Träger hin und her, welche die Todten auf den Friedhof schafften.

In ihrer Angst und Noth kamen die Aeltesten und Reichsten der Gemeinde, mit ihnen Rosenstock, zu dem weisen Jehuda und baten ihn um Rath, um Hilfe.

„Ich wüßte ein Mittel," sprach dieser, ohne sich nur so lange zu besinnen als ein anderer Zeit braucht, die Augenbrauen emporzuziehen, wenn eine so kitzliche Frage an ihn gestellt wird, „zu Zeiten der Pest war es Brauch, um die Seuche auf den Friedhof zu bannen und sie so zu hindern zu den Wohnungen der Menschen zu kommen, war es Brauch, daß die Gemeinde ein armes Paar verheirathete und zwar auf dem Friedhof."

„Weiser Mann," rief Mendel Barom Rehbock, der Goldschmied, welcher auch in dem guten Geruche stand, den Talmud zu kennen, „Du hast wahr gesprochen, dies war Brauch, hat es mir meine Tate doch vielmal erzählt. Wir wollen also folgen dem weisen Mann und ausheirathen ein armes Brautpaar."

„Rosenstock, welcher sofort daran dachte, auf diese Weise die Familie seines Schwiegersohnes emporzubringen, ohne es sich selbst viel kosten zu lassen, rief: „Wer soll das ärmste Mädchen sein in der Gemeinde, wenn nicht die Schwester dieses Rebbe*), die kleine Chaike Konaw."

„Ist sie nicht zu jung?" fragte Jainkew Maimon.

„Wie soll sie sein zu jung, ist sie doch achtzehn Jahre bald," belehrte Vater Konaw, „klein ist sie und schwach

*) Rebbe der Lehrer, der Weise.

ist sie, aber sie hat einen Kopf, einen guten Kopf und ist ein gutes Kind, Gott soll es ihr lohnen?"

„Also Chaike soll die Kalo*) sein, aber wer soll sein der Chassan?"**) fragte Rosenstock.

„Der Chassan kann kein anderer sein," rief Jainkew Maimon, „als Baruch Koreffle Rebhuhn."

„Ein leichtfertiger Mann," seufzte Vater Konaw.

„Weil er herumfährt im Lande? ist sein Geschäft."

„Und hat Tfillin***) die so possel†) sind," jammerte Vater Konaw.

„Es ist nicht jeder ein Chassidim," beschwichtigte Rosenstock, „dafür wollen wir ihn ausstatten, und er wird haben ein Muster an Dir, frommer Konaw, und wird werden ein ordentlicher Jud."

So wurde man endlich einig, Baruch Koreffle Rebhuhn mit Chaike Konaw, und Peninna Rosenstock mit Jehuda Konaw an demselben Tage zu verheirathen, die ersteren auf dem Friedhofe, um die Cholera zu beschwören, die letzteren in der Schule, um dann die Hochzeit gemeinsam zu feiern im Hause des reichen Rosenstock.

An dem großen Tage war das ganze Judenviertel in unbeschreiblicher Aufregung. Vom frühen Morgen an beteten Jehuda Konaw und Baruch Koreffle Rebhuhn in der Schule und sagten die Wido††). Um 11 Uhr Nachts kamen die Freundinnen der beiden Bräute, um sie zu

*) Braut.

**) Bräutigam.

***) Gebetriemen.

†) Gegen die Vorschrift des Ritus.

††) Beichte.

schmücken. Als dies geschehen war, begann das Abschiednehmen; während die kleine Chaike bitterlich weinte, benahm sich Peninna wie eine Königin, die ihre Hofdamen entläßt, lächelnd reichte sie der jüngsten den Myrthenkranz von ihrem Haupte, mit feinem Anstand bat sie die Eltern um Vergebung und empfing mit Würde ihren Segen. Dies geschah im Prunkgemach des reichen Rosenstock; in dem engen armseligen Verschlage Konaws legte ein armer alter Vater seine zitternden Hände auf das Haupt seines schluchzenden Kindes, und die Worte fanden den Weg vom Herzen zu den zitternden Lippen nur zerbrochen und zitternd.

Beide Bräute beteten aus der Tchina*) das Dank-, Lob- und Bittgebet und die Wido. Von Neuem kamen die Mädchen und führten sie zu dem erhöhten Bedeckstuhl. Peninna saß auf demselben wie auf einem Throne, ihr aufgelöstes schwarzes Haar um die Schultern, die Freundinnen standen um sie wie ein Hofstaat. Da stolperte Jehuda herein, von seinen Freunden geleitet, er stolperte auf der Schwelle des Prunkgemaches, stolperte auf dem Wege zum Bedeckstuhl über das Lächeln, mit dem ihn Peninna empfing, und stolperte noch einmal über die Stufen ihres Herrschersitzes, so daß er einen Augenblick zu ihren Füßen zu liegen schien und das goldverbrämte seidene Decktuch in ihren Schooß warf. Die Mädchen lachten ihn aus und verfolgten den Fliehenden, aus dem Brautgemache Stolpernden mit Spottreden, nicht weil es so Sitte ist, sondern aus vollem Herzen. Beinahe zur

*) Jüdisches Gebetbuch.

selben Zeit trat ein hochgewachsener schlanker schöner Mann mit blauschwarzen Locken und dunklen flammenden Augen in den elenden Verschlag Konaws; mit der Anmuth eines Prinzen warf er das Decktuch über Chaike, ihr Gesicht und Haar, das wie Rattenschwänzlein armselig herabhing, mit einem Male bedeckend, die Mädchen staunten ihn an und vergaßen zu spotten, und die kleine Chaike vergaß zu weinen, sie brach mitten ab wie eine zersprungene Flöte. Der Narr hüpfte herein, toll aufgeputzt, mit Schellen behangen wie ein Schlittenpferd, und meckerte sein Lied, er besang die Braut, er sang von der Liebe und Sorge der Eltern, von dem Glück der Ehe, von ihren Wonnen und ihrem Leid, er meckerte fort bis der Schames*) erschien und meldete, daß auf dem Friedhof Alles bereit sei, und bei dem reichen Rosenstock, daß in der Schule Alles bereit sei.

Im festlichen Zuge gingen sie aus Rosenstocks Haus durch die Straßen zur Schule, der Narr voran, neckte die Mädchen, die unter den Thoren standen, um die Braut zu sehen, Fackeln erglänzten, Musik ertönte, fröhliche Geigen und hochzeitliche Flöten. Peninna schritt zwischen den beiden Führerinnen, in rauschende gelbe Seide gekleidet, mit Perlen und Juwelen geschmückt, das Gesicht verdeckt, stolz und gelassen. Alle folgten der königlichen Braut, so daß beinahe Niemand übrig blieb, der armen kleinen Chaike das Geleite zu geben. Niemand wollte die traurigen Späße des Narren hören, der nur des Hochzeitsmahles wegen mitging, und dessen dürre Beine die Angst vor der

*) Diener der Synagoge, Art Küster.

Cholera klappern machte. Die vier Musikanten mit den verstimmten Instrumenten waren alle betrunken, auch sie zitterten, auf den Friedhof zu gehen. Nur zwei arme Mädchen gingen mit Chaike, und der muthige Fleischhauer Enoch Regenbogen und ihr Vater folgte, Gebete murmelnd. Unterwegs erinnerte sich indeß der muthige Fleischhauer, daß er den eben gekauften Stier nur mit einer Schnur angebunden, und er ging zurück, den Stier anzuketten. So kamen sie bis zum Friedhof, an dem Thore waren plötzlich die beiden Brautführerinnen verloren gegangen. Es schlug eben Mitternacht als sie eintraten. Fackeln erhellten die schiefstehenden oben abgerundeten Grabsteine und hie und da schimmerte eine Laterne durch die Nacht. Bei den Fackeln stand der Rabbi, bleich wie der Tod, und neben ihm stand Baruch Koreffle Rebhuhn mit einem verächtlichen Lächeln, denn Baruch fürchtete Nichts in der Welt, er fürchtete nicht den Tod und fürchtete nicht das Leben, und sie standen Beide auf einem frischen Grab. Dort, wo eine Laterne schimmerte, begrub man einen, der an der Cholera gestorben war. Herzzerreißende Todesgesänge klangen traurig, unheimlich in die lustige Musik der kläglich verstimmten Geigen und Flöten hinein, und dort, wo die zweite Laterne schimmerte, klang der Spaten des Todtengräbers, der ein neues Grab aufwarf.

Chaike schauerte und weinte. Baruch steckte ihr den Ring an den Finger und der Rabbi segnete sie eilig und lief davon. Dann schnitten sie dem armen kleinen Weibe die Haare ab und warfen sie als Sühne, als Opfer in das offene Grab, banden ihr das Tuch um den Kopf und so kehrten sie zurück, Baruch aber führte jetzt seine

Frau an der Hand, die noch immer am ganzen Leibe bebte.

Peninna dagegen trat erhobenen Hauptes auf den Teppich in der Schule, die von hundert Kerzen strahlte und mit einem silbernen Nebel geheimnißvoll erfüllt war. Der Rabbi las mit erhobener Stimme die Ketuba*), langsam und feierlich, er hatte keine Eile, denn er stand auf keinem frischen Grabe, langsam und feierlich stellte er die üblichen Fragen nach dem Gesetz, langsam und feierlich sprach er dann, das Decktuch zierlich mit den Fingern fassend: „Gelobt seist Du Gott, unser Herr und Herr der Welt! der Du gebildet hast den Menschen zu Deinem Ebenbilde und dem Gleichnisse mit Dir und hast aus ihm geschaffen einen Bau für die Ewigkeit. Und so sei die Peßula Peninna Rosenstock geweiht dem Ehestande. Werde wie eine Rebe, blühend in der Kammer Deines zukünftigen Hauses, und Deine Kinder mögen Dich umgeben wie die Oelzweige. So ist gesegnet wer Gott fürchtet, und so behüte Dich Gott. Gott segne und behüte Dich! Gott lasse leuchten über Dich sein Angesicht und sei Dir gnädig! Gott wende sich zu Dir und gebe Dir den Frieden. Amen.“

Wie die Braut eines Königs wurde die schöne Peninna unter dem seidenen Trauhimmel, der auf vier vergoldeten Stangen ruhte, dem bleichen Jehuda zugeführt. Der Rabbi reichte ihm den Ring, den Jehuda ihr an den Zeigefinger der rechten Hand steckte, oder den sie eigentlich mit dem Zeigefinger auffing, denn Jehuda fand ihn nicht, so sehr

*) Heirathsurkunde.

verwirrte ihn die schöne weiße Hand Peninnas, die wie aus reinem Elfenbein geschnitzt war, und stammelte mit Mühe die üblichen hebräischen Worte: „Ich ziehe Dich an das Herz, ich gelobe Dich mir für die Ewigkeit, ich gelobe Dich mir in Tugend und Gerechtigkeit, und Treue und Wahrhaftigkeit, auf daß Du erkennst Gott!“

„Erfreue Du mein Gott,“ segnete der Rabbi das Brautpaar, „die treu im Liebesbunde zueinanderhalten, wie Du erfreutest die ersten Menschen im Paradiese. Gelobt seist Du Gott, der geschaffen hat Braut und Bräutigam zur Lust und Freude, zur Herzinnigkeit und Liebe. Halt ab von ihnen Schmerz und Gram, Grimm und Groll, geleite sie zum Heil!“ Hierauf nahm er einen Becher Weines und reichte ihn dem Brautpaare, das einen hebräischen Spruch darüber sprach und ihn dann zu Boden warf, daß er in zahllose Splitter zerbrach.

„So unmöglich der Becher mehr ganz werden kann, so soll diese Ehe nicht mehr getrennt werden,“ sprach der Rabbi langsam und feierlich, er hatte ja so viel Zeit, er stand auf keinem frischen Grabe. Und nun begann ein Glückwünschen, daß die Schule wiederhallte, und die seidenen Talare der Männer und die sammtenen Kaftane der Frauen blähten sich um die Wette, daß die Kerzen zu flackern begannen, und ein Jeder hob einen Splitter des Bechers auf, zum Angedenken. Die Mädchen aber nahmen der jungen Frau das goldgeränderte Tuch ab, schnitten ihr das herrliche schwarze Haar ab, daß es wie Ebenholz um sie herum lag, bekleideten sie mit einem roth-sammtenen Kaftan und schmückten sie mit einem breiten schwarzen Seidenband und einer Stirnbinde, die mit

echten Perlen gestickt war, zwischen denen Smaragden, Rubinen und Diamanten blitzten. Peninna stand unter ihnen jetzt wie eine Herrscherin des Orients, der Königin von Saba gleich, oder wie Judith, die den Holofernes erschlug.

Mit Fackeln und Musik kehrten sie zurück zu dem Hause des reichen Rosenstock, beim Klange fröhlicher Geigen und hochzeitlicher Flöten, und vor dem Hause traf der glänzende Zug mit jenem traurigen zusammen, der vom Friedhofe heimkehrte, und hier von dem Schimmer der seidenen Talare und sammtenen Kaftane, von blitzenden Perlen und Juwelen umstrahlt, selbst in gelbe Seide und rothen Sammet geschmiegt, mit Perlen und Juwelen geschmückt, sah Baruch zum ersten Male das schöne Weib, das seinem Schwager gehörte, dem bleichen Grillenfänger, und Peninna zum ersten Male ihn.

Seine dunklen Augen verschlangen sie und die ihren loderten durch den schwarzen Schleier der Wimpern dem schönen Baruch entgegen, als wollten sie ihn verzehren.

„Wer ist, die hervorbricht wie die Morgenröthe?“ hätte Baruch fragen mögen, „schön wie der Mond, auserwählt wie die Sonne, schrecklich wie Heerspitzen?“ denn die Schönheit Peninnas hatte in der That etwas Schreckliches an sich, wie die Schönheit Naamahs, des weiblichen Teufels, sie bedrohte Jeden, der sich an sie wagte wie eine Flamme, die verzehrt ohne zu erwärmen. Er hätte zu ihr treten mögen und sie bei der Hand fassen und sprechen: „Du Blume von Saaron, du Rose im Thal, die zwischen den Frauen wie unter Dornen steht, Dein Hals ist wie ein elfenbeinerner Thurm, wie der Thurm

Davids, daran tausend Schilde hangen und allerlei Waffen der Starken, auf Deinem Haupte ist der Fittig der Nacht, Deine Lippen sind wie eine Rosenschnur, wie süßer Honig sind Deine Lippen, Deine Wangen wie der Ritz am Granatapfel; reiner Elfenbein ist Dein Leib, Elfenbein Deine Hand, Deine Beine sind Elfenbeinsäulen. Wie schön ist Dein Gang in den Schuhen, Deine Hüften stehen gleich aneinander wie zwei Spangen, die des Meisters Hand gemacht hat. Deiner Kleider Geruch ist wie der Geruch des Libanon, wie ein Rauchwerk von Myrrhen und Weihrauch. Er hätte aufschreien mögen: „Du Schönste unter den Weibern! Du hast mir das Herz genommen, ich bin krank vor Liebe." Aber die Worte fanden nicht den Weg zu den Lippen, diese murmelten nur wehmüthig: „Ein verschlossener Garten, ein verschlossener Born!"

Und sie?

Sie seufzte auf. „Wer ist der Mann?" fragte sie.

„Dein Schwager Baruch Koreffle Rebhuhn."

„Er ist schön," murmelte sie, „schön ist er, seine Augen sind wie Taubenaugen." Und da war es ihr mit einem Male, wie es ihr noch nie ums Herz gewesen war, so freudig und so traurig, so demüthig und so stolz, es war ihr, als sei der Winter eben vergangen, als seien die Blumen hervorgekommen und ließe sich die verliebte Turteltaube zum ersten Male hören im lauschigen Wipfel des Ahorns.

Sie ging in das Haus hinein wie eine Träumende, sie saß bei der festlichen Tafel wie eine Träumende und gleich einer Träumenden sah sie vom erhöhten Sitz dem Tanze zu. Und doch sah sie mit anderen schärferen Augen

und sah deutlich, was ihr bisher unter undurchdringlichen Schleiern verborgen war. Sie tanzte nicht. Sie lächelte spöttisch, als sie nach jüdischem Brauch die Frauen mit den Frauen tanzen sah und Männer mit Männern. Sie dachte daran, wie schön es wäre, mit Baruch zu tanzen.

Der Morgenstern stand am blaßblauen Himmel, als die Gäste schieden. Im glänzenden Zuge, beim fröhlichen Klange der Geigen und der hochzeitlichen Flöten gaben sie dem reichen Paare das Geleite bis zu der Schwelle des Hauses, das ihnen Vater Rosenstock eingerichtet hatte mit echt jüdischer Pracht.

Peninnas Blick haftete auf dem schönen Antlitz Baruchs, sie schien etwas von ihm zu verlangen, zu erflehen, aber ihr rother Mund blieb stumm, er aber trat zu ihr, ergriff ihre Hand, die schön war und weiß und jetzt auch kalt war, wie Elfenbein, und küßte sie. Das schöne Weib erschauerte.

„Gott segne Dich,“ sprach er.

Sie murmelte Worte, die Niemand verstand.

Die kleine Chaike, und Baruch, und Vater Konaw konnten allein nach Hause gehen, allein und in aller Stille. Als sie in der kleinen Stube angekommen waren, die durch Bretterverschläge kreuz und quer in eine große und zwei kleine Kammern abgetheilt war, segnete Vater Konaw noch einmal seine Kinder. Dann ging er zur Ruhe. Chaike und Baruch blieben allein in der großen Kammer. Er stand die Hände in die Seite gestemmt und blickte lächelnd umher, die kleine Chaike aber wagte nur ihn von der Seite anzublinzeln, denn er war gar so schön. Wie sie dasaß auf dem wackeligen Holzstuhl, so blaßgrün,

scheu und bebend, hätte man sie für ein krankes Kind gehalten, aber gewiß nicht für eine Frau, für die Frau dieses Mannes. Baruch sah sie auch nur von oben herab an, mitleidig vielleicht, aber gewiß nicht zärtlich, ihr Herz aber, dieses gute, treue, in Hingebung fiebernde Herz, schlug ihm mit aller Macht der Liebe entgegen, und mit aller Ohnmacht der Leidenschaft, denn Liebe ist stark wie der Tod. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn.

„Komm," sagte endlich Baruch mit einer nachlässigen Kopfbewegung über die Achsel hin, „komm Weib, zieh mir die Stiefel aus."

Ein freudiger Schreck rieselte durch Chaikes junge Glieder, sie sprang auf, mit Purpur übergossen und eilte ihm zu dienen, wie eine Magd, denn sie liebte ihn.

Im prunkvollen Gemach der schönen reichen Peninna stand erhöht auf Stufen, die mit türkischen Teppichen belegt waren, ein Lager von asiatischer Pracht. Vergoldete Säulen trugen einen Himmel von rothem Damast. Eine grüne Ampel hing an stark vergoldeter Kette von der Decke herab und ließ das schöne Weib, das die Füße über einander geschlagen, den Ellenbogen auf das Knie und das Kinn in die Hand gestützt, sinnend, wie verloren dasaß, noch bleicher erscheinen als sie in der That war! Jehuda stand mit dem Gesichte gegen das Fenster gewendet und betete mit zugedrückten Augen, daß es wie das leise monotone Murmeln eines Baches durch das stille Gemach klang.

„Ist es wahr, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?" fragte die schöne Peninna plötzlich, ohne sich

zu regen oder nur die dunklen Sammetaugen, die auf dem Teppich hafteten, aufzuschlagen.

Jehuda gab zuerst keine Antwort, als er mit dem Gebete zu Ende war, wendete er sich zu ihr und sprach: „Was hast Du gefragt, Peninna?“

„Ob es wahr ist, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?“

„Gewiß ist es so.“

„Steht es im Talmud?“

„Gewiß steht es im Talmud. Vierzig Tage vor der Schöpfung eines Kindes läßt eine Himmelsstimme sich hören; als Du zur Welt kamst rief sie: Peninna die Tochter des Rosenstock gehört für den Jehuda Konaw.“

„Dies steht im Talmud?“

Jehuda nickte. „Dies steht im Traktat Moed Katon im 3. Abschnitt. Daß die Ehen wirklich im Himmel geschlossen werden, kann übrigens sowohl aus dem Pentateuch, als aus den Propheten und Hagiographen erwiesen werden. Aus dem Pentateuch ist es dadurch erwiesen, weil es daselbst im 1. Buche Mosis, Kapitel 24, 50 heißt: Laban und Bethuel antworteten, die Sache ist von Gott bestimmt; nämlich, daß Rebekka den Isaak heirathen soll. Aus den Propheten ist es erwiesen, weil es bei Simson, als er eine Philisterin heirathete, im Buch der Richter Kapitel 14, 4, heißt: Sein Vater und seine Mutter wußten nicht, daß es von Gott bestimmt sei. Aus den Hagiographen ist es erwiesen, weil der weise König Salomon, Sprüche 19, 14 sagt: Haus und Vermögen kann das Erbtheil von Eltern sein, aber ein kluges Weib wird nur von Gott gegeben.“

„Ja, Du hast Recht, Ehen werden im Himmel ge-

schlossen," seufzte Peninna, „und wir Menschenkinder, die wir die Rathschlüsse Gottes zu verstehen nicht fähig sind, müssen uns fügen. Komm Jehuda." Sie lehnte sich zurück und streckte ihm mit stolzer Trägheit den Fuß hin.

„Was soll ich?"

„Was Du sollst," lächelte Peninna, „die Schuhe sollst Du mir ausziehen." Der Talmudweise sah sie erstaunt an, zog ihr jedoch langsam einen goldgestickten Pantoffel nach dem anderen vom Fuße und stellte sie hübsch nebeneinander vor das Himmelbett, zugleich erklang hinter ihm ein unterdrücktes silberhelles Lachen.

„Weshalb lachst Du, Frau?"

„Weil es jetzt entschieden ist, Mann."

„Was ist entschieden?"

„Du hast Alles studirt, Jehuda, alle Weisheit aufgesammelt, aber den alten Glauben scheinst Du doch nicht zu kennen, der da sagt, daß wer dem Anderen die Schuhe auszieht in der Hochzeitsnacht, demselben unterthan sein wird. Du hast mir die Schuhe ausgezogen, also —"

„Also wirst Du das Hausszepter schwingen, listige Schlange, aber zum Glück weiß der Talmud nichts von diesen Hagadoths*)."

„Ob der Talmud etwas davon weiß oder nicht, ich werde doch regieren," erwiderte Peninna, „und Du lästere nicht Gott, der Dir ein kluges Weib gegeben, denn so viel weiß ich auch, daß Salomon spricht: Durch ein kluges

*) Hagadoth heißen die im Talmud erzählten Sagen und Legenden, im gewöhnlichen Sinne aber bedeutet es überhaupt Märchen.

Weib wird das Haus erbauet, eine Närrin aber zerbricht es mit ihrem Thun."

„So ist es," seufzte der Talmudist.

Peninna stand auf, verschlang die Hände im Nacken ineinander und dehnte sich schläfrig, dabei blinzelte sie durch die halbgeschlossenen Lider so eigenthümlich spöttisch auf ihren Mann, den gelehrten, weisen, als wollte sie sagen: Du Esel Du, Dich muß man zu Deinem Glücke prügeln, glaube ich.

„Es ist bald Morgen," murmelte sie, „werden wir nicht zur Ruhe gehen?"

„Jehuda erröthete, er hatte eben begonnen darüber nachzudenken, in welcher Weise Schimeai den David gelästert habe. „Gehen wir zur Ruhe," sagte er.

Als sie erwachte, strömte goldenes Licht durch die grünen Fenstergardinen über den braunen Lack der Diele und die Arabesken des Teppichs. Jehuda saß schon in seinem Bette auf und grübelte. „Was denkst Du Mann?" fragte sie. „Ich denke darüber nach, mit welchen Worten Schimeai den David kann gelästert haben." Peninna zuckte die Achseln. Dieser Schimeai, dachte sie, kümmert ihn offenbar mehr als ich, und sie dachte noch allerlei, während er alle Finessen der Talmudauslegung an sein Problem verschwendete.

„Wie heißt es doch ihm hohen Liede," rief sie plötzlich. „Ich suchte Nachts auf meinem Lager, den meine Seele liebt, ich suchte, aber fand ihn nicht."

„Ja, so heißt es," gab Jehuda zur Antwort, ohne weiter etwas dabei zu denken.

„Und heißt es nicht auch: Liebe ist stark wie der Tod. Ihre Flamme ist feurig und eine Flamme des Herrn."

„Ja, so heißt es."

Peninna lag auf dem Rücken, die Arme im Nacken gekreuzt. „Ja, ihre Flamme ist feurig," murmelte sie, „daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen. Wenn einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so gälte es Alles nichts." Dann faßte sie den Arm des Mannes und rief: „Wo steht das, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?"

„Im Talmud. Traktat Moed Katon im 3. Abschnitt."

„Du mußt es mich lesen lassen, Mann, sonst glaube ich es nicht." —

In der folgenden Nacht weckte der weise Jehuda die schöne Peninna plötzlich auf.

„Was ist denn," schreckte sie empor, „brennt es?"

„Es brennt nicht, aber ich habe es gefunden."

„Was hast Du gefunden?"

„Mit welchen Worten Schimeai den David lästerte," erwiderte der fromme und weise Mann, während seine Augen im Dunkeln zu phosphoriszziren schienen. „David befahl seinem Sohne Salomo, 1. Buch der Könige 2, 8, es dem Schimaei nicht ungestraft zu lassen, daß er ihn bei seiner Flucht vor Absolon schändlich gelästert habe, 2. Samuel 16, 6, 7, worin aber diese Lästerung bestand, sagte David nicht."

„Und Du willst dies jetzt herausbringen nach so viel tausend Jahren?"

Ich habe es herausgebracht. Im Texte selbst ist der

Schlüssel zu finden, und was finde ich dort? ich finde dort ein Wort" — er nannte ein hebräisches Wort, — „welches die Anfangsbuchstaben von fünf andern Worten enthält, und finde nach dem Notarikon*), daß Schimeai den David mit folgenden fünf Worten geläſtert hat: Ehebrecher! Moabiter! Mörder! Tyrann! Scheusal!"

„Und deßhalb hast Du mich geweckt?"

„Hätte ich Dich nicht wecken sollen?"

„Nun, mindestens habe ich etwas von Dir gelernt," fuhr das kluge Weib fort, „und will Dir jetzt sagen, was Dein Name nach dem Notarikon bedeutet."

„Was bedeutet er etwa?"

„Jehuda! Jammermensch! Eselskopf! Haarspalter! Unsinnjäger! Dromedar! Affennase!"

In dieser Weise lebte das junge Ehepaar weiter. Während Jehuda oben in seiner Stube saß, umgeben von seinen zwölf Bänden Talmud und einer Bibliothek Epitomen, und allerhand Grillen aus ihren geheimnißvollen

---

*) Die Kabbalah lehrt den von Gott in die heiligen Schriften gelegten geheimen Sinn entziffern, und zwar auf sehr verschiedene Weise, durch Gematria, Notarikon und Themurah. Gematria ist wieder arithmetisch und figurativ. Die arithmetische besteht darin, daß man die Buchstaben eines Wortes als Zahlen annimmt, und dafür ein anderes Wort von gleichem Zahleninhalt setzt. Die Figurative Gematria erklärt aus den zwischen den Zeilen eingeschobenen Buchstaben den geheimen Sinn. Notarikon besteht darin, daß man aus den Anfangs- oder Endbuchstaben mehrerer Worte eines bildet, oder es werden aus einem einzigen Worte die Anfangsbuchstaben mehrerer gebildet (dies wendet Jehuda hier an) Themurah ist die anagramische Versetzung, von der es gleichfalls mehrere Arten giebt.

Löchern kitzelte, sein gelehrtes Netz ausspannte, um Pentateuch, Propheten und Traktate, und mitten darin wie eine Spinne auf die müßigen Gedanken lauerte, die ihn gleich lästigen Sommerfliegen umsummten, hielt sich seine kluge thätige Frau den ganzen Tag über in der Handlung auf, welche Vater Rosenstock ihnen in ihrem Hause eingerichtet hatte und regierte das Haus. Auf einen Wink ihrer Wimpern flog nur Alles, während den stillen Weisen oben Niemand beachtete. Hieß er Jemand eine Flaumfeder fortnehmen, die irgendwo auf dem Boden lag, so lag sie gewiß am folgenden Tage noch an derselben Stelle, wenn sie jedoch eine Zentnerlast zu heben befahl, war sie in demselben Augenblicke auch gehoben. Das kleine Gewölbe, in dem sie, von ihrer Stirnbinde umstrahlt, thronte, war immer mit Menschen gefüllt, sie hatte die rechte Art, Käufer anzulocken. Während jeder Fremde, der in die Gasse kam, in Gefahr war, von den Juden zerrissen zu werden, die ihn hin und her zerrten, ihm ihre Waare gleich auf die Straße herausschleppten und wahnsinnige Preise stellten, um sich dann zuletzt mit einem Zehntel zufrieden zu geben, nahm sich Peninna keine Mühe Käufer anzulocken. Sie kamen das erste Mal, um die schöne Jüdin zu sehen, von der weithin die Rede war, und kamen dann gern ein zweites und weiteres Mal, denn Peninna verstand es, ihre Waare artig vorzulegen und mit glatten Worten zu empfehlen, aber sie machte ihren hübschen Preis und blieb bei demselben mit einer nachlässigen Würde, welche jeden überzeugte, daß die Waare preiswürdig sei. So kauften denn die Christen mit Vorliebe bei ihr, und das Kupfer, Silber und Gold

rollte unaufhörlich auf ihrem schwarzlackirten Ladentisch und die Banknoten flogen. Ein Weib, das in dieser Weise ein Haus, ein Geschäft leitet, das täglich sein Vermögen unter den Händen wachsen sieht durch die Geschicklichkeit und den Fleiß dieser Hände, vermag einen Mann, der nur über Spitzfindigkeiten brütet und nichts Nützliches leistet, nicht für die Dauer zu achten. Peninna begnügte sich zuerst, Jehuda hie und da die Spitze ihrer Zunge fühlen zu lassen, aber da sie sah, daß ihn Alle mit Ehrfurcht betrachteten, fühlte sie auch einen gewissen Respekt vor ihm. Ihr Spott galt mehr dem Gatten, der über seinen Grillen das schöne Weib an seiner Seite zu vergessen schien. Bald ging sie aber noch weiter. Die ganze Weisheit ihres Mannes wurde ihrem gesunden praktischen Sinn mehr und mehr verdächtig. Sie beklagte sich beinahe täglich über seine Unthätigkeit, seine unfruchtbare Haarspalterei.

„Er ist ein Weiser," tröstete ihr Vater.

„Er ist ein Esel," rief sie erbost, „den ich zur Liebe treiben muß und der es nöthig hätte, daß man ihn zur Arbeit prügelt."

„Das Sprüchwort sagt: Aus einem Bachur kann man Alles machen," sagte der Vater, „mach' aus ihm einen Kaufmann, wenn Du dies für besser hältst als einen Gelehrten."

„Eine Gelehrsamkeit, mit der man keinen Groschen verdienen kann, ist auch keinen Groschen werth."

„Also mach einen Kaufmann aus ihm."

Die kluge Frau begann also aus dem Weisen, aus dem Talmudgelehrten, einen Kaufmann zu machen, aber

in ihrer Weise. Sie zwang ihn nicht mit der Elle umzugehen, nein, das fiel ihr gar nicht ein, aber sie begann sich gleichfalls mit der Schrift und mit dem Talmud zu befassen, und sie ergriff mit echt jüdischem Scharfsinn jeden Gegenstand so rasch und behandelte ihn mit echt weiblicher Nüchternheit so praktisch, daß sie bald in seinen gelehrten Kunststückchen ebenso zu Hause war, wie in ihrem Kaufladen, und Gematria und Notarikon so flink beherrschte, wie ihre Handlungsdiener und Knechte.

Und sie ging ihm jetzt scharf an den Leib, der arme Jehuda hatte keine ruhige Stunde mehr. Wenn sie früh aufwachten, disputirten sie, beim Essen disputirten sie, wenn sie Abends zusammen vor dem Hause saßen, disputirten sie, und disputirend gingen sie zu Bett, aber sie disputirten nie über häusliche Angelegenheiten oder geschäftliche Dinge, immer nur über die Lehren des Talmud, über den geheimen Sinn der heiligen Schriften.

„Weißt Du, wie viel Schulen in Bithar waren?“ fragte sie.

„Wie soll ich das nicht wissen.“

„Nun, wie viel?“

„In Bithar waren 400 Schulen, in jeder Schule waren 400 Lehrer, und jeder Lehrer hatte 400 Schüler.“

„Siehst Du, daß Du einen Unsinn weißt,“ spottete sie, „hast Du noch nie berechnet, wie viel Schüler auf diese Weise in Bithar gewesen wären?“

„Wie viel also?“

„Vierundsechzig Millionen Schüler,“ lachte sie, „siehst Du jetzt ein, was Ihr für Hagadoths, für Kinderfabeln lehret, Ihr Talmudweisen?“

Jehuda schwieg.

„Was habt Ihr von Eurem Geiste," sagte sie ein andermal, „wenn Ihr ihn zu nichts Nützlichem gebrauchen könnt, Ihr habt kein Werkzeug an ihm, sondern er ist es, der mit Euch sein Spiel treibt. Salomo aber sagt: Ein Mann, der seinen Geist nicht halten kann, ist wie eine offene Stadt ohne Mauern."

„Dies meint Salomo in einem ganz anderen Sinne," erwiderte Jehuda. „Aber er sagt in demselben Kapitel sehr richtig: Es ist besser im Winkel auf dem Dache sitzen, als mit einem zänkischen Weibe in einem Hause beisammen."

„Der weise Salomo," rief Peninna, „spricht aber 26, 3: dem Roß eine Geißel, dem Esel einen Zaum und dem Narren eine Ruthe auf den Rücken."

„Ein zänkisches Weib und fortwährendes Triefen, wenn es stark regnet, werden ganz passend mit einander verglichen."

„Wenn Du einen siehst, der sich für weise hält, da ist von einem Narren mehr zu hoffen als von ihm. Denn wie der Hund sein Gespienes wieder frißt, so treibt der Narr seine Narrheit immer wieder."

„Wo viel Weisheit ist, da ist viel Kummer," seufzte Jehuda, „und wer viel lehren muß, der muß viel leiden."

„Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise, auf daß Du nicht ins Verderben kommst," antwortete das kluge Weib, und der arme Jehuda ließ ihr das letzte Wort, es war schon so üblich zwischen ihnen. —

Wenn indeß Peninna mit anderen Leuten beisammen und ihr Mann nicht zugegen war, liebte sie es, mit ihm

groß zu thun, denn sie hielt sehr viel auf die Ehre ihres Hauses. „Es giebt nichts Schwieriges für ihn in den Schriften, keinen Schleier, der über dieselben gebreitet und für ihn nicht durchsichtig wäre," sagte sie bei solchen Gelegenheiten gern. „Sein Geist ist ein Licht der Welt, das uns Allen den Weg des Lebens zeigt." Dagegen nannte sie ihren Schwager Baruch mindestens ebenso häufig einen unnützen Menschen, einen Tagedieb, der nicht einmal im Stande gewesen wäre zu heirathen, wenn „wir" nicht das Geld dazu gegeben hätten.

„Von unserer Gnade lebt er," äußerte sie nicht ohne Behagen, und sie hätte noch viel lieber gesagt: „von *meiner* Gnade."

Vielleicht nur um dies sagen zu können, machte sie sich stets früh am Morgen, wenn ihr Schwager vorbeigehen mußte, und spät Abends, wenn er nach Hause zurückkehrte, vor ihrem Kaufladen zu schaffen oder lehnte gar an dem Thürpfosten und schien ihn zu erwarten, und wenn er sie grüßte, bewegte sie die Lippen, als wollte sie zu ihm sprechen, als hätte sie ihm etwas zu sagen, aber es kam nie über ihre Lippen. Endlich einmal, es war spät am Abend, im Laden waren keine Käufer mehr, und die Handlungsdiener hatte sie fortgeschickt, winkte Peninna ihrem Schwager einzutreten. Er blickte sie erstaunt an, denn sie hatte sich seit dem Hochzeitstage nicht um ihn gekümmert, und trat ein.

„Höre mich an, Baruch," begann sie, nachdem sie sich auf ihrem hohen gepolsterten Sitz niedergelassen hatte — ihn ließ sie vor sich stehen — „hör mich an, so viel man sieht, geht es Dir und ihr nicht am Besten —"

„Wie man es nimmt,“ lächelte ihr Schwager, „wer bescheiden ist, dem geht es bald gut genug. Wir sind bescheiden.“

„Aber es könnte Euch besser gehen.“

„Es könnte besser gehen, allerdings.“

„Ich wäre geneigt, Dich in die Handlung zu nehmen, Baruch, aber Du müßtest Dich ändern, Baruch.“

„Liebe Schwägerin, meinst Du nicht, daß ich zu alt bin, um mich zu ändern?“

„Du willst also nicht, Du willst Deine Leichtfertigkeit nicht lassen.“

„Ich denke, es ist ebenso unmöglich, daß ich ein Kopfhänger werde, als daß Du je häßlich wirst, Schwägerin; ich werde immer ein lustiger Landstreicher bleiben, und Du — Du wirst immer schön bleiben —.“

Peninna wurde flammend roth und senkte den Blick zu Boden.

„Dein Mann ist ein Thor,“ fuhr er fort, „wenn ich Dein Mann wäre, ich würde den Talmud zuschlagen und immer nur in Deinen Augen lesen.“

„Mein Mann ist ein Weiser“ — sagte Peninna, nur um irgend etwas zu sagen.

„Ein Wortkrämer ist er, ein Silbenmörder und Buchstabenschinder,“ rief Baruch. „Von ihm gilt das Sprüchwort: Wer die Hagadoth schreibt, hat nichts davon, wer sie erklärt, schrumpft zusammen, und wer sie hört, hat keinen Nutzen. Er ist so ein Hagadothreiter.“

„Aber willst Du Dich nicht ändern, willst Du Dich nicht an Ordnung gewöhnen? Du solltest mir dienen,

nur ein Jahr Baruch, ich würde Dich schon gehorchen lehren, Dich schon zur Ordnung bringen."

„So bringe doch Deinen Mann dahin, daß er was Nützliches thut."

„Ich spreche nicht von meinem Mann, ich spreche von Dir. Du sollst mir dienen, ein Jahr nur —."

„Nicht eine Stunde, Schwägerin."

„Warum nicht?"

„Weil ich Dir nicht dienen will."

„Warum gerade mir nicht."

„Weil mein Herz sich aufbäumt, weil ich es nicht im Stande bin."

Der Hochmuth eines Bettlers."

„Kein Hochmuth —."

„Was sonst? Wer weise ist, wird es einsehen, und wer Verstand besitzt, wird dies verstehen."

„Du schüttelst den Baum des Lebens, so oft Du nur willst, und seine Früchte fallen Dir zu Füßen," sagte Baruch, „zu Deiner rechten Hand ist das Glück, Reichthum und Ehre zu Deiner Linken, und Alles an Dir ist Schönheit. Du sitzest gleichsam auf einem königlichen Thron, weshalb willst Du aus mir den Schemmel Deiner Füße machen?"

„Aus Dir spricht Hochmuth, Baruch, Du willst lieber Hunger leiden, als etwas Rechtes thun," rief Peninna sich erhebend, „Du willst lieber ein Tagedieb bleiben — ."

„Bin ich ein Tagedieb?" schrie Baruch mit funkelnden Augen.

„Ja, das bist Du," schrie jetzt ihrerseits Peninna, indem sie ganz nahe zu ihm hin trat und ihn mit ihren

schwarzen Augen anblitzte, „Bettelstolz spricht aus Dir, Du Schnorrer! Du Landstreicher! Faulenzer! Hungerleider!“

„Nun, so soll es so bleiben,“ schrie Baruch, „und Du sollst auch so bleiben wie Du bist, Du Pfau! Du Königin mit der Elle! Du Löwin, die mit einem Esel zugleich eingespannt ist.“

So schrieen sie noch eine Weile, und die schöne Peninna kreischte und spuckte und hatte die Fäuste geballt, während Baruch lächelte, er verstand es so empörend zu lächeln, und als er endlich fortrannte und sie ihm noch nachschimpfte, so lange er in der Gasse zu sehen war, da waren sie in Zorn und Haß geschieden, für immer.

Baruch schien sich darüber zu trösten. So schwer sie lebten, er und seine kleine ängstliche Frau, es gab Nichts, was ihn gebeugt hätte, er wäre noch in Lumpen durch die Straßen gegangen wie ein Prinz. Das war es, was Alle gegen ihn aufbrachte. Niemand mag so ungern Jemand einen Vorzug zugestehen wie der Jude, allen seinen Spott ergießt er über Jenen, der etwas voraus hat vor ihm, und reicht er mit dem Spott nicht aus, greift er zur Verleumdung.

Das enge hochaufgebaute Haus, in dem Vater Konaw seit undenklichen Zeiten lebte, und jetzt auch Baruch mit seiner armen kleinen Frau bei ihm wohnte, war wie ein Ameisenhaufen. Jedes Stockwerk war in viele Zimmer, jedes Zimmer in viele kleine Kammern abgetheilt durch Holzwände und zwar nicht allein in der Länge und Breite, sondern auch in der Höhe. In einem solchen

Gelasse siedelten nicht selten vier, fünf Familien neben, über und unter einander. In dem ganzen Hause wimmelte es von armen Juden in schwarzen Merinotalaren wie von Ameisen. Aber das Haus war auch wie eine Laterne, da gab es keine Thüre, die gesperrt werden konnte, keine Wand, die nicht zehn Ritzen hatte, und für jede Ritze war ein neugieriges Auge da, und wenn jede Wand deren hundert gehabt hätte, so wären hundert Augen dagewesen, durch dieselben zu blicken und hundert Ohren, an denselben zu lauschen. In einem solchen Hause muß man ein Heiliger sein wie Vater Konaw, um ungestraft bestehen zu können, und Baruch Koreffle Rebhuhn war kein Heiliger. Wenn er etwa am Sabbath seiner Peitsche einen neuen Stiel gab, denn Baruch Koreffle Rebhuhn war ein Kutscher, oder es war doch das Einzige, was er zu Zeiten war, so zischelte es zur Rechten, Baruch Koreffle Rebhuhn hat den Sabbath entweiht, und zur Linken, Baruch Koreffle Rebhuhn heiligt den Sabbath nicht, und über seinem Kopfe, Baruch Koreffle Rebhuhn ist ein Gojim!*)

In dem Hause, das wie ein Ameisenhaufen war und wie eine Laterne, gab es überhaupt viel Aergerniß, obwohl an jedem der zahllosen Thürpfosten ein Zettel schief befestigt war mit frommen Talmudworten, am meisten hatte aber doch der muthige Fleischhauer Enoch Regenbogen zu leiden, obwohl er nie ein Thier geschlachtet hatte, das trefe*) war. Seine Frau hatte ihm zwei

---

*) Ein Nichtjude, Heide oder Christ.

**) Das Gegentheil von koscher.

Söhne geboren, beide gesund, beide stark, als sie aufwuchsen, zwei junge Riesen, Simeon sowohl als klein Benjamin, aber beide taubstumm. Der muthige Fleischhauer gab seinem Schwager die Schuld, er habe ihm die Söhne verzaubert, meinte er, weil er mit ihm in Unfrieden lebe. Niemand sah diesen Schwager, Niemand hatte ihn je gesehen, aber so viel wußte man, daß er einen bouteillengrünen Talar trug, und jedesmal, wenn ein grüner Talar sich dem Hause, das wie ein Ameisenhaufe und wie eine Laterne war, näherte, gerieth der ganze Bau in unbeschreibliche Aufregung, und beruhigte sich erst, wenn es sich herausstellte, daß der Talar nicht bouteillengrün, sondern grasgrün war, oder erbsengrün oder stahlgrün.

Baruch Koreffle Rebhuhn war, wie gesagt, Kutscher, obwohl er nur eine Peitsche besaß und weder Pferde noch Wagen hatte, die einem Kutscher doch unerläßlich sind. Genug, er hatte seine Peitsche, und sie war sein Zauberstab, mit dem er alles Andere zur Stelle schaffte. Bestellte man eine Fuhre bei ihm, so saß er gewiß zur bestimmten Stunde auf dem Bocke einer hübschen Britschka*) und hielt zwei hübsche glänzende Pferde am Zügel. Wie er dazu kam, wußte Niemand.

Seltsam genug war die Cholera, welche die armen Juden gar so sehr geängstigt hatte, nach der Hochzeit Baruch's mit der kleinen Chaike auf dem Friedhofe in der That erloschen, und man pries deshalb Jehuda Konaw, den Frommen, den Weisen, nicht allein in jenem Viertel, das die Juden bewohnten, sondern auch in den

---

*) Leichter polnischer Wagen.

Straßen der Christen. Da geschah es, daß Baruch, der vier Tage ausgewesen war mit einem Gutsbesitzer, von Lemberg zurückkehrte ohne Pferde und Wagen, aber mit seiner Peitsche und mit der Cholera. Kaum war er eine Stunde daheim, brach die furchtbare Krankheit bei ihm aus.

„Gott hat ihn gestraft, den Gojim!" schrie es rechts, „Gott hat ihn gestraft," heulte es links, „Gott hat ihn gestraft," wehklagte es über seinem Kopfe. Aber wie es schon ist bei den Juden, einer ist so gewohnt dem Anderen zu helfen, daß es auch in diesem Falle geschah. Baruch lag in seinem elenden Bette und schien mit dem Tode zu ringen, sein Auge war verglast, er röchelte und wand sich in Konvulsionen. Die kleine Kammer war voll gepfropft mit Männern, Weibern, Kindern, die alle helfen wollten. Vater Konaw stand in der Fensternische und betete. Aber die kleine Chaike wollte keine Hilfe und sie wollte auch kein Gebet, mit einem Male war eine übermenschliche Kraft in die schwache ängstliche Frau gefahren, sie drängte und schob Alle hinaus und sperrte die Thüre, sie schob ihren Vater in seinen Verschlag und sperrte sich auch von dieser Seite mit ihrem Manne ein.

„Er wird sterben!" seufzte es vor der Thüre, „sie läßt ja nicht helfen."

„Er wird sterben," jammerte es rechts und links und oben.

Hundert Augen suchten durch ebensoviele Ritzen zu blicken, hundert Ohren lauschten.

„Was thut sie thun," fragte eine alte kugelrunde Jüdin, die kein Ritzchen mehr entdecken konnte, um ihr Auge daran zu legen.

„Sie gibt ihm Milch," antwortete Enoch Regenbogen, der muthige Fleischhauer.

„Milch thut sie ihm geben," raschelte es wie in dürrem Laub durch den ganzen Ameisenhaufen, oben, unten, rechts und links, „Milch thut sie ihm geben."

„Und sie reibt ihn."

„Sie reibt ihn," sprach das Echo nach, ein Echo mit schändlichen Nasenlauten, oben, unten, rechts und links. „Sie reibt ihn."

„Mit Gewalt."

„Mit Gewalt reibt sie ihn," sang es im Diskant, oben und unten, rechts und links, „mit Gewalt reibt sie ihn."

Allmälig wurde es stille.

„Er wird sterben! Ist er todt?" rief es durch das ganze Haus.

„Er wird nicht sterben," sagte die kleine Frau, die jetzt heraustrat, „er liegt im warmen Schweiß, er wird nicht sterben."

Baruch dankte der armen, schwachen, muthigen Frau sein Leben, er wußte es, aber er dankte ihr mit keinem Worte, er schämte sich. Dafür begann er aber die kleine Chaike fortan besser zu behandeln. Wie selig sie war, als er ihr von der nächsten Fahrt eine Düte Zuckerwerk mitbrachte! Sie wagte es kaum, davon zu essen, sie hielt es in der Hand und sah es an mit einer so kindlichen Freude.

Alle im Hause und in der Gasse, und weiter, so weit Juden auf zehn Meilen in der Runde wohnten, lobten die kleine Chaike. Sie ist eine brave Frau, sagten sie,

und hat Courage für zehn Männer. Sie ist eine gute Seele, sagte Peninna, aber recht garstig.

Und Baruch zog sie auf sein Knie, wie man mit einem Kinde thut, und sah sie aufmerksam an. „Der stolze Pfau, unsere Schwägerin," murmelte er, „sie sagt, daß Du garstig bist."

„Sie wird wohl Recht haben," lächelte Chaike mit niedergeschlagenen Augen.

„Du bist nicht garstig," sagte Baruch rasch, wie er immer sprach, „Du ziehst Dich nur schlecht an. Wenn Du ihre Seidengewänder hättest und ihren Sammtkaftan und ihr Diadem, dann —" er brach ab. Als er jedoch wieder eine weite Fahrt machte, trank er keinen Branntwein, nicht einmal ein Kilischl*), sondern handelte in der Serwanitza**) allerhand schöne Sachen ein, die eine reiche adelige Dame kaum getragen verkauft hatte, und als er ankam, packte er aus, mit einer stolzen Miene, ein Prinz, der seine Favorite beschenkt. Er zog zuerst Pantoffeln heraus von grünem Atlas, dann ein Kleid aus Rosaseide, dann einen grünen Sammetmantel, und endlich zwei Schnüre großer falscher Perlen.

Chaike verlor die Sprache.

„Nun, hast Du keine Freude daran?" fragte er lächelnd.

„Soll ich tragen diese fürstlichen Sachen," stammelte Chaike.

„Sollst sie tragen."

Sie wiegte den Kopf hin und her und schnalzte mit

*) Kleines Stengelglas.

**) Die Judenstadt in Lemberg.

der Zunge, während ihre Finger Sammt und Seide durchgleiten ließen. „Baruchle, das ist nicht für Deine Frau,“ seufzte sie.

„Du sollst mir am Sabbath einhergehen, so gut wie Deine Schwägerin.“

„Aber Baruchle, bedenk doch, Gott hat die Menschen gerade erschaffen, sie suchen aber allerlei Künsteleien. Soll es Deine Frau machen wie die anderen?“

„Ich will es so, Chaike.“

Nun gab es freilich keine Widerrede. Chaike begann noch an demselben Abend zu trennen, zuzuschneiden und zu nähen. Am nächsten Sabbathnachmittag ging sie mit Baruch auf den ehemaligen Wald, wo die Juden zwischen zwei Reihen hübscher grüner Kastanienbäume auf und ab spazierten. Er hatte seinen guten schwarzen Merinotalar an, sie trug die grünen Pantoffel, das Rosaseidenkleid und einen grünsammtenen Kaftan. Falsche Perlen schlangen sich um ihren mageren Hals und erglänzten auf ihrer Stirnbinde.

„Seht die Chaike Rebhuhn an,“ murmelte es rechts und links, „wie sie aufgeputzt ist, aber sie hat es auch verdient an dem Manne.“ Auch Peninna begegnete ihnen, sie ging zwischen zwei alten reichen Jüdinnen sehr langsam und trug den Kopf auffallend hoch. Als sie ihre Schwägerin erblickte, runzelte sie die Stirne. „Sie ist beinahe hübsch heute,“ sagte sie scheinbar gleichgiltig, „aber die Perlen sind falsch.“ Baruch, der die letzten Worte gehört hatte, blieb stehen. „Die Perlen sind falsch,“ sprach er, „aber das Herz ist echt — —.“

* *
*

Vater Konaw hatte noch die Freude, einen Enkel in seinen alten zitternden Armen zu halten, einen schönen Knaben, den Chaike ihrem Manne geschenkt und den sie nach ihm Baruch nannten. „Solche Leute, die selbst nichts zu essen haben, bekommen immer viele Kinder," sagte Peninna. Sie hatte nämlich kein Kind.

Ein halbes Jahr etwa nach der Geburt seines Enkels starb Vater Konaw. Er sah sein Ende kommen, streckte sich auf seinem ärmlichen Lager aus und rief seinen Schwiegersohn zu sich. „Ich werde sterben," sprach er mit erhabener Ruhe, „versprich mir, Dein Weib und Dein Kind nie zu verlassen, Baruch." Baruch gelobte es, und der Greis segnete ihn. „Geh' jetzt," fuhr er fort, „und ordne Alles an und führe Dein Weib fort, ich will sie nicht weinen hören."

Der alte fromme Jude bereitete sich auf sein Ende vor, wie ein echter Orientale, dem es nicht genug ist, ergeben und gefaßt zu sterben, sondern der mit Anstand hinübergehen will und die Etiquette des Todes beobachten bis zum letzten Augenblick. Baruch ging seine Wünsche zu erfüllen. Er kehrte zurück mit zehn Männern, armen Leuten wie er selbst war, welche sich in einem Halbkreis um den Sterbenden aufstellten. Man sah durch die Ritzen den Schimmer der Habdalas*), die sie in den Händen hielten, und hörte den frommen Konaw laut das Schema beten, das ganze Haus kam in Aufruhr. Der fromme Konaw stirbt, hieß es, bald war die Flur vollgestopft mit betenden Juden. Auf den Treppen

*) Wachskerzen.

saßen die Frauen und klagten, Chaike, ihr Kind auf dem Arme, drängte sich durch.

„Ich darf Dich nicht einlassen,“ sagte Baruch sanft. Der Greis sprach eben mit lauter Stimme die dreizehn Glaubensartikel.

„Ich werde nicht weinen,“ murmelte Chaike in rührender Herzensangst, „aber er soll mich segnen und das Kind. Ich werde nicht weinen. Ich werde nicht weinen,“ wiederholte sie immer wieder. Baruch ließ sie ein und sie weinte wirklich nicht, nur zwei große Thränen hingen gleichsam erstarrt an ihren Wimpern. Vater Konaw segnete sie und segnete das Kind, sie küßte seine Hand zum letzten Mal und ging dann hinaus, weit, weit hinter das Haus, sich auszuweinen.

Vater Konaw sprach die Wido, und die zehn Männer begannen ihre Psalmen zu singen.

Der Greis betete mit, sein Gebet wurde ein immer leiseres Murmeln, bis es auf seinen Lippen erstarb wie ein Hauch, beinahe zugleich mit seinem Athem.

Und die zehn Männer sprachen jetzt das Sterbegebet.

„Gerecht bist Du Gott, wo Du tödtest, wie da, wo Du belebst. In Deiner Hand ist das Geschick aller Lebensgeister. Lösche und tilge nicht unser Angedenken, sondern erbarme Dich des armen Ueberbleibsels Deiner Gnade und sprich zum Todesengel: Laß ab und halte ein!

Du bist groß im Rathe, mächtig im Vollziehen, schaust mit offenen Augen auf des Menschen Gang und Wege, gibst jedem nach seinem Wege und Wandel, nachdem er es verdient hat oder verschuldet. Laß auch Dein

Erbarmen auf uns gerichtet sein, denn bei Dir, Herr, ist ja Vergebung und Erbarmen.

Und wenn der Mensch ein Jáhr lebt und wenn er tausend Jahre lebt, was hätte er mehr davon?

Wenn die Zeit um ist, ist es, als wäre er nie dagewesen!

Gelobt sei er, der da richtet in Gerechtigkeit und tödtet und belebt."

Baruch näherte sich jetzt dem Sterbenden und hielt ihm ein Stück zerbrochenen Spiegels vor die Lippen. Der Spiegel zeigte sich unverändert.

„Er ist todt," seufzte Baruch.

„Er ist todt," murmelten die anderen.

„Gott hat gegeben! Gott hat genommen!" begann das Todtengebet, „der Name Gottes sei gelobt. Was ist der Mensch? Eitel ist sein ganzes Streben, wie ein Schatten zieht er hin. Am Morgen ist er wie die Blume, die da blüht, am Abend ist er blaß und welk. Der Sterbende nimmt nichts mit, was er erkämpft und errungen folgt ihm nicht in das Grab, nur Rechtlichkeit und Unschuld und Frömmigkeit, die bereiten ihm eine ruhige Sterbestunde, daß er am Ende den Frieden finde und das ewige Heil. Gott erlöset seine Seele, denn keine geht verloren, die auf Gott vertraut."

„Vater Konaw ist todt," lief es von Mund zu Mund, durch das Haus, durch die Gasse. Ein lautes Weinen und Schreien begann. Zugleich eilte ein Jeder, das Wasser, das da war, auszugießen, und dies geschah in allen Häusern in der Nähe, denn der Talmud lehrt daß der Engel des Todes voller Augen sei und ein

Schwert in der Hand trage, dieses Schwert, das blutig ist, und seine blutigen Hände wäscht er in dem nächsten Wasser und verunreinigt es, deßhalb schüttet man alles Wasser aus. Nicht länger als eine Viertelstunde ließen sie den Todten auf seinem Sterbebette ausgestreckt, dann hoben sie ihn auf und legten ihn auf den Fußboden mitten in die große Kammer, legten ihm die Hände straff an beide Seiten und ballten ihm die Fäuste so, daß sie das hebräische Sch bildeten, das Schadai! Dann bedeckten sie ihn mit einem Leintuche, zündeten ein Lämpchen zu Häupten an und entfernten den Spiegel, der an der Wand hing, weil es ein böses Omen ist, wenn man zwei Leichen statt einer im Zimmer sieht.

Jetzt erst öffnete Baruch das Fenster, holder Frühlingsduft der Blüthen, mit denen die Bäume und Sträucher unten bedeckt waren, zog herein, und die Seele zog hinaus, in ihre Heimath.

Jetzt durften die Verwandten wieder eintreten, es kam Chaike, ihr Kind auf dem Arme, es kam Jehuda, es kam auch seine Frau und der reiche Rosenstock. Zwei fromme Männer beteten bei dem Todten, der da lag wie in einem ruhigen tiefen Schlafe.

Es war früh am Morgen und die Familie erhielt die Erlaubniß — welche Erlaubniß hätte der reiche Rosenstock nicht erhalten — die Leiche noch vor Sonnenuntergang zu beerdigen.

Eine Stunde vor der Zeit begann die Leichenfeier mit der Waschung. Der Aelteste rief Jene auf, welche gewisse Ehrendienste dabei zu verrichten hatten. Man entkleidete den Todten, wusch ihn mit lauem Wasser,

kämmte ihm das weiße Haar und den langen ehrwürdigen Bart und bespritzte ihn mit Wein. Dann kleideten ihn seine Kinder in das Leichenhemd, den Talar mit den Arbakanfet*) und die weiße Kappe, ganz so wie er am Versöhnungstage vor Gott im Tempel gestanden hatte, und als dies beendet war, trat ein Jedes zu Füßen des Todten hin, berührte seine großen Zehen und bat ihn um Vergebung. Und jetzt stimmten alle Anwesenden das Joschef beßeßer an, jenes Gebet, das den Todten geleitet und das zugleich jedes Herz zu zerreißen, jede Brust zu zermalmen scheint.

„Darf ich mitgehen, Jehuda?" fragte die arme, in Thränen aufgelöste Chaike ihren weisen Bruder.

„Es wäre besser, die Frauen ließen sich bei einem Begräbniß gar nicht blicken," belehrte sie dieser. „Sie haben den Tod zur Welt gebracht. Der Würgengel frohlockt bei ihrem Anblick und sucht sich neue Opfer aus."

„Wer lange fragt, bekommt selten gute Antwort," mischte sich Peninna ein, indem sie die kleine Frau bei der Hand faßte, es regte sich etwas wie Mitgefühl in dem stolzen schönen Weibe, „kein Gesetz verbietet uns, von ferne zu folgen. Wir werden also gehen, Chaike, Du gehst mit mir."

Der Todte wurde indeß auf ein Brett gelegt und jetzt langsam, feierlich aus dem Hause getragen, wobei Jehuda darauf achtete, daß die Füße gegen den Eingang gekehrt waren, denn wird die Leiche mit dem Kopfe hinaus-

*) Schaufäden.

getragen, gibt es bald eine neue im Hause. In langem Zuge schritten sie zum Friedhofe, es gab Niemanden, der dem frommen und gerechten Vater Konaw nicht das letzte Geleite gab.

Vor dem offenen Grabe wurde die Leiche niedergesetzt, der Rabbi sprach das Gebet, ringsum tönte näselnder Gesang. „Gesegnet sei das Andenken des Gerechten. Amen.“

Nun trat Jehuda zu der Leiche, nach ihm Baruch und alle die Anderen. Jeder that das Gleiche. Ein Jeder sprach die frommen Worte: „Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen, Gelobt sei der Name Gottes!“, ein jeder beugte sich über den Todten und zerriß sein Gewand, und ein jeder nahm sich in Acht, daß ihm ja keine Thräne auf den Todten falle, denn Thränen drücken den Todten.

Unter Gesängen, deren Melodien aus Thränen, Seufzern und Wehklagen gewoben schienen, wurde der Todte in das Grab gesenkt. Der reiche Rosenstock zog ein Schloß hervor, sperrte es ab und legte es zu dem Todten, den Schlüssel aber warf er weit weg über die Mauer des Friedhofes. Auf diese Weise gedachte er den Tod abzuhalten. Die Anderen rissen jeder, ehe sie den Friedhof verließen, Gras aus dem Boden und warfen es nach rückwärts, ohne sich umzublicken und murmelten dabei: „Der Tod ende für immer. Gedenke, daß nur Staub wir sind.“

Heimgekehrt, setzten sich Baruch und Chaike auf einen niederen Schemmel nieder und genossen zusammen ein hartgesottenes Ei als Todtenerinnerung. Sieben Tage trauerten sie, ohne das Haus zu verlassen und beteten

das Kadisch*). Am achten Tage aber sprach Chaike zu ihrem Manne: „Willst Du nicht gehen, Baruchle, zu dem Herrn von Polawski und den Herrn bitten, daß er Dich läßt Faktor sein an Stelle des verstorbenen Vaters?“

„Nein, Frau, ich will nicht gehen zum Herrn von Polawski,“ gab Baruch zur Antwort. „Das ist kein Geschäft für mich, ich bin keine Schacherseele. Meine Sache ist das Fahren mit muthigen Pferden, das Schwingen der Peitsche, ich singe gern ein lustiges Lied, wie könnte ich das im Kramladen unter den Pharisäern?“

„Du hast Recht.“

Am neunten Tage aber ging die arme kleine ängstliche Chaike selbst hin zum Gutsbesitzer Polawski. Es war ein weiter Weg, aber sie wurde nicht müde, und sie fürchtete sich weder vor den fremden Menschen, die ihr begegneten, noch vor den großen Hunden, die sie anbellten im Edelhofe, noch vor dem alten Kosaken, der sie anschrie, noch vor dem Gutsherrn und seinem strengen Gesichte, noch vor seinen Blicken, die immer zu befehlen schienen, auch wenn er selbst nicht sprach. Sie hatte so viel Muth, die kleine schwache Frau, und so viel Kraft, wenn es etwas Ernstes galt und etwas Gutes.

Leon Polawski, Herr von Pisariza, hatte sich vor Kurzem erst verheirathet. Lubina von Berestschinski, die schöne und geistreiche Tochter eines verarmten Landedelmanns, von ihrem Vater indeß mit großer Sorgfalt erzogen und an jede Verfeinerung des Lebens gewöhnt, wurde von demselben bestimmt, Polawski, einem Freunde

---

*) Das Gebet für die Seele des Dahingeschiedenen.

des Hauses, vermählt zu werden. Polawski war bedeutend älter als sie, aber sehr achtbar, fein gebildet und reich. Lubina liebte ihn nicht, aber sie schätzte seine trefflichen Eigenschaften und reichte ihm ihre Hand, nicht ohne jenes angenehme Gefühl, das junge Mädchen beschleicht, wenn sie einen älteren erfahrenen Mann zu beglücken im Stande sind, einen Mann, dem Alle mit Achtung, Manche sogar mit einer gewissen Furcht nahen.

Solche Männer sind immer voll Aufmerksamkeit gegen ihre Frauen, sie überhäufen sie mit Liebenswürdigkeit, mit Ueberraschungen, mit Geschenken. Sie bemühen sich, jedes Zucken ihrer Wimpern zu verstehen. Darf man darüber erstaunen, daß sich die reizende Lubina in ihrer Ehe, in der schönen wohnlichen Häuslichkeit zu Pisariza, wo Alles nur ihretwegen zu athmen und sich zu regen schien, wohl und glücklich fühlte?

Als die kleine Chaike in das Speisezimmer trat, die Herrschaften waren eben nach dem Essen, stand Herr Polawski mit einer Cigarre zwischen den Zähnen beim Fenster, und seine junge schöne Frau saß bei dem Tische und brockte Brotkrumen für die Sperlinge, welche gleich einer Wolke den Balkon umflogen. Die beiden Frauen sahen sich an und sie gefielen sich beide auf den ersten Blick. Die schöne schlanke Dame in der blausammtenen Kazabaika gefiel der kleinen Jüdin, und diese in ihrem Kattunkleidchen und mit ihrem grünen ängstlichen guten Gesichtchen bezauberte die Edelfrau. Chaike verneigte sich vor dem Gutsherrn und warf sich der schönen Lubina zu Füßen, den Saum ihrer Seidenrobe zu küssen.

„Was willst Du?“ fragte diese mit einem Lächeln, das der kleinen Chaike armes Herz vollkommen erschloß.

„Ah! Madame Rebhuhn, was gibt uns die Ehre Ihres Besuches,“ rief Polawski, er liebte es, spöttisch zu sprechen, aber er meinte es gut. Das wußte Chaike, und sein lustiger Empfang machte ihr Muth. „Mein armer Tate, Gott soll ihm geben die ewige Seligkeit, ist verstorben, wie der Gnädige werden wissen, und da bin ich gekommen zu thun einen Fußfall, und zu bitten die gnädige Frau und den gnädigen Herrn von ganzem Herzen, mir zu vertrauen sein Amt.“

„Was meinst Du,“ sagte Lubina, in ihrem Blicke lag ein nicht mißzuverstehendes Ja.

„Wenn Dir Madame Rebhuhn zusagt,“ erwiderte der Gutsherr, „soll sie unsere Faktorka werden, sie ist eine Konaw und so lange ich denke, war ein Konaw Faktor in diesem Hause.“

„Mir sagt sie zu —“

„Gott soll es Ihnen lohnen, gnädige Frau,“ sie küßte wieder ihr Kleid, aber diesmal war es der Aermel der Kazabaika, den sie küßte. „Gott soll es Ihnen lohnen, gnädiger Herr —

„Keine Umstände, Madame Rebhuhn,“ deprezirte Herr Polawski, „wir sind unter uns, es soll mir eine Ehre sein, von Ihnen bedient zu werden.“

„Und Gott soll mich strafen, wenn ich die gnädige Herrschaft nicht werde bedienen, gut und billig und redlich.“

„Die Konaws waren immer ehrliche Leute,“ sagte der Gutsherr.

„Und die Polawski immer gute gnädige Herren."

„Ich danke für das Kompliment, Madame Rebhuhn."

So wurde die kleine Chaike Faktorka bei den Polawski in Pisariza.

Damals war es, wo sie den gutgemeinten Spottnamen „Wieselchen" erhielt und auch in der That verdiente, denn die schwächliche und wie es schien hilflose Frau zeigte mit einem Male, über Nacht, die Thätigkeit und den Geschäftsgeist von zwei Männern. Sie verstand es so gut einzukaufen und noch besser zu verkaufen, daß die eingepichtesten Schacherseelen der Gasse ihre fettglänzenden Peißi*) schüttelten und ihre getheilten Bärte strichen, Alles in aufrichtiger Bewunderung, das Wieselchen mußte nach ihrer Ansicht den Propheten Elias**) zur Seite haben, es ging nicht mit natürlichen Dingen zu, wie sie aus jedem Kreuzer zwei, drei, ja oft zehn zu machen verstand. Während aber Chaike Wieselchen Rebhuhn sich in dieser fieberhaften Weise die Woche über abarbeitete, verstand es ihr Mann, der schöne, aber leichtfertige Baruch Koreffle Rebhuhn, was sie in sechs Tagen verdiente, in einem einzigen, ja in einer Stunde zu verthun, das schien auch nicht mit natürlichen Dingen zuzugehen, wie er so und so viel schwererworbene, gleichsam vom Schweiße seines armen Weibes triefende Gulden im Handumdrehen zu Nichts machte, ein Taschenspieler war nichts dagegen, obwohl ihm der Prophet Elias gewiß nicht dabei half.

*) Stirnlöckchen.

**) Der Prophet Elias spielt bei den Juden beiläufig dieselbe Rolle wie Rübezahl im deutschen Märchen.

Baruch Koreffle Rebhuhn war eine Art Freigeist unter seinen Glaubensgenossen, er hatte beim Militär gedient, zwei Feldzüge hatte er sogar mitgemacht, und wie die Urlauber aus den umliegenden kleinrussischen Dörfern zu erzählen wußten, war er im Feuer gestanden wie der Teufel. Ein solcher Mensch mußte der Gemeinde im Fleische sitzen, wie ein Splitter oder ein Zeck, er heiligte weder den Sabbath, noch machte er sich viel aus den Geboten und Verboten seines Gottes, wie sie die Thora verkündet, das war indeß noch lange nicht das Schlimmste, aber er war ein Trinker, und er war ein Spieler, und er liebte die Weiber, und dabei hatte er eine Unerschrockenheit und eine Körperkraft, wie kein zweiter in der Gasse, so daß ihm ein Jeder gern aus dem Wege ging und man sein heidnisches Betragen seufzend duldete.

Nur wenn er fortgefahren war, weit, weit weg, dann standen die Männer beisammen in der Gasse und hüpften und gestikulirten und schrien: Baruch Koreffle Rebhuhn ist ein Gojim, und die Weiber kamen mit ihrem mitleidigen Lächeln zu Chaike Wieselchen und bedauerten sie.

„Ach! so einen Mann zu haben, der Alles vertrinkt!" jammerte dann regelmäßig die kleine viereckige Abra Gans Knofele und verdrehte ihre runden Augen vollkommen.

„Er vertrinkt doch nicht Alles," pflegte dann jedesmal die kleine Chaike zu sagen, „wie könnte ich mir sonst einen Kramladen einrichten?" Und wirklich, Chaike Wieselchen scharrte heimlich zusammen, zuerst in einem alten Strumpf, den sie im Strohsack unter dem Kopfe verbarg, dann in einem zerbrochenen Topf, den sie in den

Rauchfang stellte, und endlich unter der Diele, aus der sie ein loses Brett heraushob, und jedesmal mit ängstlicher Sorgfalt und klopfendem Herzen wieder darüber deckte und mit Nägeln zuschlug.

Eines Tages hatte sie wirklich ihren Kramladen, Alle staunten, es staunte Baruch Koreffle, es staunte die stolze Schwägerin, es staunte die ganze Gasse, und am meisten staunte die arme Chaike selbst. Aber der Kramladen war da, es war ein Ladentisch da, es war eine Elle, es war eine große Scheere, es waren allerhand Waaren da, und Käufer kamen, und die arme Chaike stand strahlend hinter dem Ladentisch. Niemand begriff es. Der Prophet Elias mußte offenbar mit ihr im Bunde sein, „weil ihr Vater war gar so ein frommer gerechter Mann!“

Ihr schöne stolze Schwägerin kam sogar zu ihr herüber und musterte ihren Kram, und Chaike wurde ganz roth vor Freude, als sie Alles gut fand und belobte. Und Peninna kam jetzt öfter, saß hinter dem Ladentisch auf dem einzigen Stuhle, der da war, sah der kleinen ängstlichen Frau zu, plauderte mit ihr, wenn Zeit dazu da war, und wenn zwei Käufer zugleich kamen und jeder zuerst bedient sein wollte, erhob sie sich wohl mit einem stolzen Lächeln und ergriff die Elle, um dem einen abzumessen. Sie kam aber nur dann, wenn Baruch fortgefahren war.

Eines Abends — sie half wieder dem unermüdlichen Wieselchen verkaufen — stolperte sie beim Fortgehen und sah, daß ihr das Schuhband losgegangen war. Sie kehrte zurück, setzte sich noch einmal nieder und sagte zu Chaike: „Komm! binde mir das Schuhband.“ Sie dachte nichts

Arges dabei, es lag in ihrer Art sich bedienen zu lassen, und auch die arme Chaike dachte nichts Arges dabei, sondern kniete eilig vor ihr nieder und band ihr das Schuhband.

Zu unrechter Zeit kehrte aber Baruch Koreffle mit seiner Peitsche zurück. Er sah sein Weib vor der Schwägerin knieen und das rothe Blut schoß ihm in die Wangen, er packte Chaike beim Arme, nicht gerade sanft, und riß sie empor. „Was thust Du da?“ schrie er, „willst Du dienen der Hochmüthigen? Ich verbiete Dir das und verbiete Dir auch, mit ihr zu reden.“

Chaike stand zitternd und hatte die Augen niedergeschlagen, Peninna aber zuckte verächtlich die Lippen und ging, Haß im Herzen gegen Baruch und auch gegen Chaike, obwohl sie selbst nicht verstand, weshalb sie die arme hilflose Frau seit dieser Stunde so unversöhnlich haßte. So groß aber auch Peninnas Haß war, schien er doch noch zuzunehmen, als Chaike ihrem Manne einen zweiten Knaben, den sie Israel nannten, und in nicht langer Zeit noch ein Mädchen, daß sie Esterka nannten, gebar, während sie selbst keine Kinder hatte. Keine Kinder! was kann es trostloseres und demüthigerendes für den Juden geben, als keine Kinder zu haben.

Immer schwerer wurde es für die kleine Chaike, ihre Familie zu erhalten, sie weinte oft die ganze Nacht hindurch über ihrem Kinde, dem sie die Brust gab, und wenn Baruch wach wurde, ermahnte sie ihn schüchtern — nicht etwa zu arbeiten, zu verdienen — nein, das hätte sie nicht gewagt, nur das von ihr schwer erworbene Geld nicht zu verthun. Er schwieg dann und faßte bei

sich in aller Stille die besten Vorsätze, aber dieselben blieben auch stets in der Stille, in der sie geboren wurden, sie kamen niemals zur Ausführung.

So hatte denn die kleine Frau mit dem Herzen voll Liebe ihre liebe Noth mit ihrem lüderlichen Manne und ihren schreienden Kindern.

Um diese Zeit lebte in unserer Gegend ein Edelmann, Namens Kalinoski. Wer kennt ihn nicht in Galizien? Wer hat nicht irgend eine tolle, verwegene, nicht selten schlimme, aber stets lustige Geschichte von ihm erzählen gehört? Hat sich doch um seine Person eine Art Sagenkreis gebildet, wie um jene des deutschen Siegfried oder des spanischen Cid.

Dieser Kalinoski, Gutsherr auf Haraj, war ein echter polnischer Magnat aus der Zeit der stolzen und unruhigen Republik, er machte den Eindruck, als sei er zur Zeit des Königs August III. verzaubert worden, haben die Wirren unter Stanislaus August, die Konföderationen, die Theilung Polens verschlafen, und sei nach hundert Jahren plötzlich wieder erwacht, der freie, unbändige, souveräne, polnische Edelmann unter deutschen Beamten, unter Bauern, die sich weigerten Sklaven zu sein, und unter Juden, die sich nicht einmal mehr prügeln lassen wollten.

Das Letztere war offenbar das Schlimmste für ihn, denn Juden zu prügeln war seine höchste Lust, was war also natürlicher, als daß er immer wieder mit den Gerichten in Konflikt gerieth und zu empfindlichen Geldstrafen verurtheilt wurde, aber er zahlte gern, er zahlte sogar mit Freuden die Schmerzensgelder an die Juden, nur um seine Stückchen mit ihnen aufführen zu können.

Es ging ihm denn auch jeder Jude gerne aus dem Wege, wenn er ihn nur von Weitem kommen sah, in seiner altpolnischen Tracht, zu Pferde, wie einen Starosten, von seinem Kosaken begleitet, und sein durchdringendes Auge rechts und links schweifte, wie der Blick eines Geiers, der eine Beute sucht.

Kalinoski war ohne Zweifel ein schöner Mann, seine ganze Art hatte etwas durch und durch Vornehmes, ja etwas Herrschermäßiges an sich, er konnte sehr fein, sehr liebenswürdig, sehr galant sein, und doch liebten ihn die Frauen nicht, fürchteten ihn vielmehr, und darin machten sie eben keine Ausnahme, denn alle Welt fürchtete ihn. Die Frauen fürchteten seinen kecken Cynismus, die alten Herren seinen bösen erfinderischen Witz, die jungen Männer seine Klinge, die Juden seine Peitsche und die Beamten seinen wilden Sinn, der sich trotzig gegen Gesetz und Recht auflehnte. Kaum weniger gefürchtet als sein Herr, war sein Kosak Burak, ein alter versoffener Kerl, der, ihm blind ergeben, vor nichts zurückschreckte, wenn es galt, einen Befehl Kalinoskis auszuführen.

Im Winter lebte Kalinoski in Lemberg, die warme Jahreszeit verbrachte er regelmäßig auf seinen Gütern. Hier fühlte er sich weniger beengt, obwohl er die glänzende französisch angestrichene Societé und die „gebildeten“ Juden der Hauptstadt ebensowenig schonte als seine Bauern und seine schmutzigen Hebräer daheim. Unter den Augen des Gouverneurs, eines kaiserlichen Prinzen von großer Frömmigkeit, verübte er hier einige seiner ärgsten Stückchen.

Sein kleines Palais in Lemberg lag unmittelbar an

dem „Wall“, dem beliebtesten Spaziergang der Juden am Sabbath und der Christen an allen anderen Wochentagen. An einem schönen heißen Sommerabend, während die Militairmusik hier spielte, und die ganze feine Gesellschaft Lembergs sich auf dem Wall, zwischen den schönen Bäumen auf und ab bewegte, die geputzten Damen minaudirten und kokettirten, die Herren in süßen Redensarten förmlich zerflossen, ertönte plötzlich ein lauter Schrei des Entsetzens. Brannte es etwa in der Serwanitza? war ein Aufstand ausgebrochen oder — wie einmal schon in den zwanziger Jahren — der Rathhausthurm eingestürzt? Nichts von alledem. Kalinoski war auf dem Balkon seines Palais erschienen, so wie ihn Gott erschaffen hatte, und blickte, seine lange Türkenpfeife schmauchend, vergnügt auf die promenirenden Damen hinab, welche selbstverständlich nach allen Richtungen hin entflohen. Die alte Gräfin Mostschinska fiel in Ohnmacht, sie war nämlich die tugendhafteste Dame der polnischen Aristokratie, denn sie hatte nie mehr als einen Anbeter auf einmal gehabt.

Selbstverständlich wurde Kalinoski von der Polizei vorgeladen und bestraft.

Ein andermal war er bei dem römisch-katholischen Erzbischof von Lemberg zu einer großen Tafel geladen, an der die Crême der Gesellschaft, die höchsten Beamten, die Generale, die ersten Magnaten und die hochgeborensten Damen theilnahmen. Die Tafel war deßhalb so groß, weil es ein nicht geringes Ereigniß festlich zu begehen galt, ein künstlerisches und ein kirchliches Ereigniß zugleich. Der Erzbischof hatte nämlich zu einem in Galizien uner-

hörten Preise in Italien eine Madonna gekauft, einen echten Carlo Dolce, und dieses berühmte Gemälde sollte nach der Tafel feierlich enthüllt werden. Man begab sich also feierlich durch eine Flucht von Prunkgemächern in den Saal, in welchem dasselbe auf einer Staffelei, durch einen grünen Vorhang verdeckt, stand. Nachdem Alles im Halbkreise Platz genommen hatte, schöpfte der fromme würdige Kirchenfürst noch einmal Athem und trat heran, um mit eigener Hand an der Schnur zu ziehen, welche den Vorhang entfernte. Noch glänzte er, den Rücken dem Bilde zugewendet, von frommer Glückseligkeit, als sich schon Entsetzen auf allen Gesichtern malte und die alte Gräfin Mostschinska in Ohnmacht fiel.

Statt der Madonna Carlo Dolces stand auf der Staffelei das Bild einer stadtbekannten Lemberger Phryne und zwar in einer durchaus unheiligen Toilette und einer noch unheiligeren Attitude.

Das war selbstverständlich eine neue Teufelei Kalinoskis.

Aber der unbändige polnische Schlachzitz konnte auch gutmüthig und liebenswürdig sein. In Lemberg war damals an dem deutschen Theater eine deutsche Sängerin engagirt, welche nicht allein als Künstlerin, sondern auch als Frau die allgemeine Achtung genoß. Sie lebte mit ihrem Manne im besten Einvernehmen, erzog ihre Kinder und führte das kleine Hauswesen wie es nur eine brave Mutter und ein braves Weib vermag. Aber das kleine Hauswesen war eigentlich recht klein und zu Zeiten sogar ärmlich, denn die ehrliche deutsche Sängerin nahm von Niemandem Geschenke an, und so geschah es, daß sie

selbst für die Küche einkaufen ging, während die anderen Damen des Theaters auf der Otomane ruhend ihre Verehrer empfingen.

Ein Morgens ging sie über den Wall, sie kam vom Markte zurück und schleppte recht schwer an ihrem großen Handkorbe, der mit Fleisch und allerhand Gemüse gefüllt war, und Kalinoski rauchte eben auf dem Balkon seine Türkenpfeife. „Gnädige Frau," hörte sie plötzlich hinter sich rufen, und Kalinoski kam ihr nachgerannt wie er war, im Schlafrock mit bloßem Kopfe, und nahm ihr, trotz ihres Sträubens, den schweren Korb ab und trug ihn bis zu ihrer Wohnung hin.

Dies war einer seiner guten Streiche.

Die Juden indeß, insbesondere auf dem Lande, wo er den Sommer über ritt, fischte, jagte und kutschirte, lernten ihn fast immer nur von der schlimmen Seite kennen. Er wußte, daß es für die Juden seit der egyptischen Volkszählung des Pharao nichts Entsetzlicheres gibt, als wenn man sie zählt, deßhalb unterließ er es nie, so oft er einer Butka*) begegnete, anzuhalten und mit dem Finger die Insassen des Wagens zu zählen, welche sich theils verkrochen, theils die furchtbarsten Flüche auf ihn hinüberspuckten. Oder er sah, zwischen seinen Feldern spazierend, einen Juden, der ihm auswich, und zielte mit seinem Stocke auf ihn.

„Wai geschrieen!" jammerte der Jude, „wollen Sie schießen auf einen Menschen?"

*) Galizischer, sehr langer Judenwagen mit Leinwanddach, in dem nicht selten bis zwanzig Personen zusammengepfropft sind.

„Dummkopf, der Stock ist doch nicht geladen.“

„Wenn Gott es zugibt, kann auch der Stock losgehen.“

Und der Jude hatte nicht ganz Unrecht, denn Kalinoski hatte in der That einmal einen Juden mit einer Peitsche todtgeschossen.

Er ritt mit seinem alten Kosaken Burak längs einem Walde hin, da sah er an dem Rande desselben einen Juden auf dem Gesichte liegen und schlafen. Sofort war ein lustiger Streich in seinem Kopfe reif, der jedoch traurig enden sollte. Der Kosak stieg vom Pferde, schlich an den armen schnarchenden Hebräer heran, und in dem Augenblicke, wo Kalinoski eine seiner Pistolen abfeuerte, traf der Kosak den Juden mit dem Kantschuk*), dieser schrie auf und war — todt. Der Schrecken, die Einbildung, daß er von dem Schusse getroffen sei, hatten ihn getödtet.

Kalinoski entging nur mit genauer Noth dem Criminal.

Trotzdem ihn die Juden verwünschten, wagte sich doch einmal eine ausgepichte Schacherseele bis in die Höhle des Löwen, in den Edelhof zu Haraj, und hatte die unerhörte Tollkühnheit, mit dem Gefürchteten „handeln“ zu wollen.

„Handeln?“ sprach Kalinoski mit einem zweideutigen Lächel, „warum nicht. Hier ist gleich eine alte Hose was gibst Du für sie?“

Der Jude besah die Hose, er wendete sie rechts, er wendete sie links und seufzte, an der ganzen Hose war

*) Lange Peitsche an einem Stiel.

kein guter Fleck mehr. „Euer Hochwohlgeboren thun belieben zu scherzen, was soll ich geben?“

„Ich aber sage Dir, daß Du ein Dummkopf bist, diese Hose ist ein kostbares Stück, Du kannst von Glück sagen, wenn ich sie Dir verkaufe.“

„Glück? wie haißt Glück? will ich geben einen Zwanziger*) für die Hose.“

„Einen Dukaten sollst Du geben!“

Der Jude retirirte der Thüre zu, aber schon hatte ihm der Kosak den Weg versperrt und Kalinoski riß seine Pistolen von der Wand. „Willst Du einen Dukaten geben?“

„Warum soll ich nicht,“ seufzte der Jude am ganzen Leibe zitternd. „Die Hose ist es ja werth.“

„Die Hose ist zwei Dukaten werth, sag' ich Dir.“

„Soll sie sein tausend Dukaten werth, wenn der Herr Wohlthäter es haben wollen. Für einen Dukaten thu ich sie nehmen geschenkt.“

„So ist es auch.“

Der Jude suchte und seufzte, seufzte und suchte, endlich fand er den Dukaten, betrachtete ihn mit einem innigen Blick, gab ihn dem Gefürchteten, und schlich betrübt mit der alten zerrissenen Hose davon. Als er aber die Treppe hinabging, gab die alte zerrissene Hose einen eigenthümlichen Klang, einen Klang, der jedes ehrliche Judengemüth wonnevoll berührt. Er griff in die Taschen und fand — zwei Dukaten statt einen.

*) Eine Silbermünze, welche ein Drittel Werth des damaligen Guldens oder 20 Kreuzer Konventionsmünze repräsentirte.

„Recht hat er," schrie er jetzt, „für einen Dukaten ist die Hose geschenkt. Er ist doch ein nobler Herr! Gott soll ihm lohnen!" —

Zu diesem Kalinoski wurde eines Morgens Baruch Koreffle Rebhuhn beschieden. Der Kutscher des Gefürchteten war krank geworden, und so sollte Chaikes Mann denselben nach der Kreisstadt fahren, also nahm er seine Peitsche, ging hin, spannte die prächtigen Pferde Kalinoskis ohne Weiteres vor die Britschka und pfiff ein keckes Soldatenlied dabei, dann ging er hinauf und meldete furchtlos, aber bescheiden, das Alles bereit sei. Das gefiel Kalinoski. Er saß eben beim Gabelfrühstück. „Komm, Moschku*)", rief er, „trinke eins." Er schenkte ihm ein Glas Kontuschuwka**) ein, das Baruch Koreffle „auf des Herrn Gesundheit" leerte.

„Da — iß," fuhr Kalinoski fort, indem er ihm boshaft den Schinken hinschob, von dem er eben genommen hatte.

„Sie wissen doch, Herr," erwiderte Baruch dankend, „daß mein Gott mir verbietet, Schweinefleisch zu essen."

„Dann ist Dein Gott ein dummer Gott, verstehst Du?"

„Warum soll ich nicht verstehen," sagte Baruch, „wie soll er nicht dumm sein, hat er doch nicht Eltern gehabt, die ihm haben was lernen lassen! Ihr Gott hat Eltern gehabt, die ihm haben gegeben eppes eine feine Erziehung."

Kalinoski sah ihn an und sagte kein Wort, aber das Unglaubliche war geschehen, der Jude hatte durch seine

*) Spitzname, den die Christen den Juden in Galizien geben.
**) Vorzüglicher polnischer Schnaps.

kecke schlagende Antwort sein Herz und sein Vertrauen gewonnen und wurde ihm in kurzer Zeit beinahe unentbehrlich. Alles was der Gefürchtete seitdem unternahm, unternahm er mit Baruchs Beistand, keine Nadel konnte in Haraj zu Boden fallen, ohne daß Baruch gewußt hätte, wohin sie gefallen war. Sogar der alte Kosak behandelte ihn mit Freundschaft und nannte ihn „Vetter", wenn er nüchtern war, und wenn er betrunken war „Bruderherz", und da er beinahe immer betrunken war, so hieß es beinahe immer nur „Bruderherz".

Der fromme Jehuda hörte erzählen wie sein Schwager in hoher Gunst stehe bei dem Feinde seines Volkes, denn wer erzählte nicht davon; soweit Juden wohnten, und kam zu seiner Schwester, sie zu warnen, und Chaike warnte ihren Mann und bat ihn flehentlich, doch lieber ein Geschäft anzufangen, als dem Kalinoski zu helfen bei seinen tollen Streichen.

„Warum soll ich nicht helfen dem Kalinoski," sagte Baruch, „etwa weil er prügelt die Juden? Haben die Juden mir geholfen? Sie haben mir nicht geholfen, sie haben mich verlästert und begeifert, weil ich keine Schacherseele habe wie sie, sie verzehren sich vor Neid, weil in mir die Sabbathseele lebendig ist die ganze Woche. Er soll sie nur prügeln, ich helfe ihm. Was aber das Geschäft betrifft, so will ich jetzt ein anderer Mensch werden, Du sollst staunen, Chaikeleben."

Und die arme Chaike staunte in der That, denn wie machte Baruch Korefflе Rebhuhn etwa Geschäfte?

Er verkaufte z. B. seine Nase.

Aber wie kann ein Mensch seine Nase verkaufen?

Baruch Koreffle verkaufte sie doch, das ist so richtig wie zwei mal zwei vier ist.

Kalinoski hatte Frau von Polawski bei einer Hetzjagd kennen gelernt, bei welcher der gehetzte Fuchs glücklich entkam, er dagegen der Gefangene der schönen Lubina wurde und zwar ohne daß sie nur im Mindesten Jagd auf ihn gemacht hätte. Er war übrigens nicht ihr einziger Verehrer. Die Männer haben einen eigenthümlichen Instinkt darin, jene Frauen herauszufinden, welche sich nicht glücklich fühlen, und fliegen dann gleich schaarenweise herbei wie die Geier zum Aas. Auch Lubina fühlte sich unglücklich, aber nicht etwa, weil sie von ihrem Manne nicht verstanden wurde, oder aus einem anderen der vielen romantischen Gründe, mit denen blasirte oder nach Abwechslung verlangende Frauen ihre Untreue zu beschönigen suchen. Sie war nicht glücklich, weil sie keine Kinder hatte. Kalinoski begann ihr also heftig den Hof zu machen, aber die kluge Frau hatte eine köstliche Art, ihre Anbeter fern zu halten. Sie pochte durchaus nicht auf ihre Tugend, denn welcher Verliebte hofft nicht die Grundsätze einer Frau bezwingen zu können, sie hatte aber an jedem ihrer Verehrer etwas auszusetzen, oft nur eine Kleinigkeit, aber eine Kleinigkeit, die sich nicht ändern ließ. So auch an Kalinoski.

„Sie sind nicht glücklich," sagte er einmal, „Sie lieben Ihren Mann nicht, weßhalb schenken Sie meiner Bewerbung kein Gehör?"

Die kluge Lubina sagte nun weder, daß sie glücklich sei, noch daß sie ihren Mann liebe, beides wäre gleich ungeschickt gewesen, denn über beides hätte sich streiten

lassen, sie sagte aber etwas ganz Anderes. „Wenn Sie es durchaus wissen wollen,“ sagte sie, „Ihre Nase gefällt mir nicht, ich könnte nur einen Mann lieben, der eine griechische Nase hat.“ Darüber ließ sich nun wieder gar nicht streiten.

Kalinoski war unstreitig ein schöner Mann, hochgewachsen, mit dem Kopfe eines türkischen Paschah, aber seine Nase war nicht griechisch, das war ebenso unstreitig, sondern echt polnisch.

Ob sich nicht abhelfen ließe? dachte Kalinoski. Er trat zu Hause vor den Spiegel und studirte seine Nase, er studirte sie mit deutscher Gründlichkeit, aber das Resultat war endlich doch: griechisch ist sie nicht! Er begann also an seiner Nase zu zupfen, er zupfte von früh bis Abends, und wenn er Nachts wach wurde, zupfte er so lange bis er wieder einschlief. Nachdem er eine Woche lang unermüdlich gezupft hatte, erschien er wieder in Pisariza, ein triumphirendes Lächeln um die Lippen. „Nun, was sagen sie zu meiner Nase, meine Gnädige, ist sie nicht bereits stark griechisch?“

Lubina lachte laut auf. „Stark geschwollen ist sie allerdings und roth wie eine Rübe, aber griechisch!“ sie lachte wieder.

Nun kam noch Polawski und kaum hatte er einen Blick auf Kalinoski geworfen, begann er auch laut zu lachen. „Aber, mein Geliebter, was ist denn Deiner Nase widerfahren, verzeih', aber Du hast ja heute ein förmliches Kupferbergwerk im Gesichte stehen.“

Das verdroß Kalinoski. „Also Du bestreitest, daß ich eine schöne Nase habe, Bruder?“

„Du! — eine schöne Nase, Geliebter?“ Polawski und seine Frau lachten ein spöttisches Duett.

Kalinoski biß sich in die Lippen. „Gut. Ich biete Dir also eine Wette an, daß ich morgen die schönste griechische Nase besitze.“

„Du — Geliebter —“ wieder Gelächter.

„Nimmst Du die Wette an?“

„Ich nehme sie an.“

„Wie viel gilt es?“

„Hundert Dukaten.“

„Abgemacht. Nein, nicht abgemacht. Ich will es schriftlich haben.“

„Er will es schriftlich haben,“ spottete Polawski, „so sicher ist er seiner schönen griechischen Nase.“

Sie setzten also Alles schriftlich auf und Kalinoski fuhr auf der Stelle davon.

Er fuhr zu Baruch und begann ohne alle Umschweife: „Willst Du mir Deine Nase verkaufen?“

„Meine Nase,“ lächelte der Mann der kleinen Chaise, „warum nicht,“ wenn sie etwas werth ist.“

„Ich brauche eine schöne griechische Nase,“ erklärte Kalinoski, „Deine Nase ist schön, Deine Nase ist griechisch, also sie ist unter Brüdern 20 Dukaten werth.“

„Wollen sie geben 20 Dukaten?“

Kalinoski nickte.

„Es handelt sich nur darum,“ lächelte Baruch, „was der Herr Wohlthäter mit meiner Nase anzufangen belieben. Gewiß betrifft es einen Scherz?“

„Eine Wette, mein Lieber, die ich mit Hilfe Deiner Nase gewinnen werde,“ sagte Kalinoski, „ich verspreche

Dir übrigens, Dir deine Nase, die dann meine Nase sein wird, weder abzuschneiden, noch nirgendwie zu beleidigen."

„Schreiben wir also einen Kontrakt."

„Vortrefflich! Du bist ein Schlaukopf! mit Hilfe dieses Kontrakts muß ich meine Wette noch viel glatter gewinnen." Kalinoski setzte sich nieder, schrieb einen Kontrakt in zwei Exemplaren und beide unterzeichneten denselben. Baruch holte hierauf einen Juden aus dem Hause, welcher als Zeuge unterschrieb, und Burak, der Kosak, verewigte sich als zweiter Zeuge durch drei riesige Kreuze, die an einen Kalvarienberg erinnerten. Der Kontrakt lautete: „Am heutigen Tage wurde zwischen Stanislaus Kalinoski, Grundherrn zu Haraj, und Baruch Koreffle Rebhuhn, Handelsmann, das folgende freiwillige Uebereinkommen geschlossen: Baruch Koreffle Rebhuhn verkauft seine Nase, welche Nase mitten in seinem Gesichte zwischen seinen beiden Augen steht, an Kalinoski und zwar für die Summe von 20 Dukaten in Gold. Diese Nase ist fortan nicht mehr die Nase des Baruch Koreffle, sondern die Nase des Kalinoski, welcher dieselbe dem Baruch Koreffle bei Lebzeiten nur zur Nutznießung überläßt. Kalinoski hat nicht das Recht, seine dem Baruch Koreffle geliehene Nase zu verkaufen, oder dem Baruch wegzunehmen, oder in irgend einer Weise zu beschädigen, dagegen steht es ihm vollkommen frei, darüber zu wachen, daß seine ihm gehörige Nase von dem Nutznießer weder verunstaltet noch verletzt werde und das Nöthige zur Erhaltung ihrer Schönheit und Gesundheit zu veranlassen."

Kalinoski zahlte die 20 Dukaten auf der Stelle und verabschiedete sich mit den Worten: „Koreffle sei kein Unmensch und behandle meine Nase gut."

Am folgenden Nachmittage erschien Kalinoski mit einer sehr betrübten Miene in Pisariza. Seine Nase war keine rothe Rübe mehr, auch kein Kupferbergwerk, sie war bereits eine rothe Fackel, die düster und feierlich mitten in seinem Gesichte brannte. Polawski und seine Frau lachten ihn aus. „Ich glaube beinahe, daß ich meine Wette verlieren werde," seufzte Kalinoski.

„Ich auch — beinahe," spottete Polawski.

„Vor Allem, wie lautet denn eigentlich unsere Wette?"

Polawski entfaltete das Dokument: „Wenn Kalinoski morgen" — das ist nämlich heute — „eine schöne griechische Nase besitzt, so ist ihm Polawski hundert Dukaten zu zahlen verpflichtet und ebenso vice versa Kalinoski dem Polawski."

„Richtig," murmelte Kalinoski, „wir werden also systematisch vorgehen und vor allem feststellen, was eine schöne griechische Nase ist." Er öffnete die Thüre und Baruch Koreffle trat herein. „Was sagen Sie zu dieser Nase, meine Gnädige, ist diese Nase schön und ist diese Nase griechisch?"

„Die Nase dieses Juden ist tadellos," sagte Lubina.

„Und Du, Polawski, was sagst Du?"

„Wenn Du eine Nase wie diese hast, erkläre ich, daß ich die Wette verloren habe," lächelte Polawski.

„Zahle die hundert Dukaten."

„Wie? bist Du toll!"

„Zahle die hundert Dukaten."

„Aber Geliebter —“ Polawski hielt Kalinoski einen kleinen Spiegel vor.

„Zahle die hundert Dukaten, Du hast die Wette verloren.“

„Aber —“

„Es heißt nicht, wenn ich eine schöne griechische Nase habe, sondern wenn ich eine solche besitze, bist Du verpflichtet, mir hundert Dukaten zu zahlen. Da lies, überzeuge Dich, daß diese Nase hier, die ihr Beide als schön, griechisch, tadellos anerkannt habt, mein Eigenthum ist.“ Er reichte Polawski den Kontrakt, welcher in ein schallendes Gelächter ausbrach; obwohl es ihn hundert Dukaten kostete, welche er Kalinoski auf der Stelle bezahlte, behauptete er doch, der Spaß sei dieses Geld werth, und auch die schöne Lubina stimmte mit ihrem silberhellen Lachen ein. „Nun, wie gefällt Ihnen meine Nase,“ wendete sich Kalinoski zu ihr.

„Ich wiederhole es, sie ist tadellos,“ entgegnete Lubina mit feiner Bosheit, „und kann Ihnen daher nur den Rath geben mit dem Juden zu tauschen.“

Kalinoski hatte also die Wette gewonnen. Er gab es jetzt auf, an seiner Nase zu zupfen, so daß sie blässer und blässer wurde, und er endlich wieder seine gewöhnliche, zwar nicht griechische, aber doch wohlgeformte und hübsche Nase hatte. Nun beschäftigte ihn aber wieder etwas ganz Anderes. Es verdroß ihn, daß Baruch Koreffle von ihm 20 Dukaten erhalten hatte, denn was sollte er mit der gekauften Nase weiter anfangeu.

Der Jude hatte das Geld und hatte die Nase und lachte ihn vielleicht noch obendrein aus. Kalinoski war

indeß nie verlegen, die schwierigsten Probleme spielend zu lösen.

Er zeigte also plötzlich eine ängstliche Sorgfalt, eine wahrhaft mütterliche Zärtlichkeit für Baruchs Nase, oder eigentlich seine dem Baruch zur Benutzung überlassene Nase.

„Höre, Freund, was hast Du verbrochen, Deine Nase, nämlich meine Nase, die Du mit Dir herumträgst, ist seit einiger Zeit so roth, Du trinkst wohl zu viel Wasser?“

Baruch lächelte.

„Was trinkst Du denn?“

„Branntwein sauft er,“ rief der alte Kosak.

Kalinoski blickte zum Himmel empor, rang die Hände und seufzte schwer. „Mensch, willst Du mich unglücklich machen? Willst Du mir meine Nase zerstören? Du darfst mir keinen Tropfen mehr trinken außer Wasser. Ich befehle Dir das laut unseres Kontrakts, wenn Deine, will sagen meine Nase, nicht binnen vier Wochen weiß ist wie ein elfenbeinerner Thurm — so heißt es doch im Hohen Liede — bin ich im Stande und schneide sie Dir ab.“

Baruch Koreffle wußte, daß Kalinoski Alles im Stande sei, und so trank er in der That nur noch Wasser, so sauer es ihm auch wurde, und seine Nase verlor zusehends ihre verdächtige Röthe. Kalinoski versuchte es hierauf in anderer Weise. Er fiel hierauf, wie es seine Art war, bei Baruch ein, stürmte in seine Stube, und da er unzählige Fliegeu an den Fensterscheiben und oben an der Decke bemerkte, schrie er: „Zeig' mir Deine Nase, zeig' sie her,“ er musterte sie mit der Miene eines Arztes, der zu einem gefährlichen Patienten berufen wurde, und fuhr dann fort: „Wie ich es mir dachte, genau so, da ist

eine abscheuliche Hitzblatter, das kommt von den vielen Fliegen, ich muß es mit meiner Nase machen, wie man es mit den vergoldeten Lustren im Sommer macht, damit diese verdammten Fliegen sie nicht beschmutzen, ich werde ihr einen Ueberzug geben." Er zog ein kleines Futteral heraus und stülpte es Baruch auf die schöne griechische Nase. „So, das wirst Du mir den ganzen Sommer über droben lassen."

Was half es, daß Baruch fluchte, daß ihn der Ueberzug Tag und Nacht sekirte, Kalinoski handelte genau nach seinem Kontrakte, und der Mann der kleinen Chaise mußte herumgehen wie mit einer Maskennase in der heißen Sommerzeit, und wenn er ausging liefen ihm die Gassenjungen nach, ja sogar der Bürgermeister lud ihn einmal vor und nahm ein Protokoll auf wegen seiner Nase.

Nach zwei Wochen schon bekam der arme Baruch von dem verdammten Futteral einen förmlichen Ausschlag auf der Nase. Jetzt ging der Tanz erst an. Kalinoski stellte sich verzweifelt, holte einen Arzt, ließ schändliche Rezepte schreiben, Rhabarbara, Ricinusöl und ähnliche gute Sachen, und befahl die kranke Nase zu Bette zu bringen und mit so viel Federbetten als nur aufzutreiben waren zuzudecken.

Nun war es aber nicht gut möglich, die Nase ohne den guten Baruch zu Bette zu bringen, also blieb dem gesunden Baruch nichts übrig, als sich zu der kranken Nase zu legen und sich bei einer Hitze von dreißig Graden*)

*) Der kurze Sommer ist in Galizien ebenso tropisch heiß, als der lange Winter polarmäßig kalt ist.

mit so viel Federbetten als nur aufzutreiben waren, zudecken zu lassen.

Drei Mal im Tage sendete Kalinoski seinen Kosaken nachfragen, wie sich die kranke Nase befinde, und jeden Morgen kam er selbst, seinen Krankenbesuch zu machen.

Endlich wurde es Baruch doch zu viel.

Als Kalinoski wieder kam, sprang er mit beiden Füßen aus dem Bette und riß das Futteral herab. „Nehmen Sie Ihre zwanzig Dukaten,“ schrie er, „und ich nehme meine Nase zurück.“ Er holte das Geld, das er in einer Ritze der Mauer versteckt hatte, und legte es auf den Tisch. Das gefiel Kalinoski, er schüttelte sich vor Lachen und sagte endlich: „So hast Du also Deine Nase wieder und ich mein Geld,“ er zerriß den Kontrakt und Baruch that dasselbe. „Es frägt sich nur, wer bei dem Handel der Geprellte ist?“

„Ich bin der Geprellte,“ schrie Baruch Koreffle.

„Wenn Du das einsiehst, bin ich zufrieden, und ich schenke Dir die zwanzig Dukaten,“ sagte Kalinoski.

Somit war das gute Einvernehmen zwischen den Beiden wieder hergestellt und sie trieben es nur noch ärger als zuvor. Die Juden verwünschten den Kalinoski und sie verwünschten noch viel mehr den Baruch Koreffle, und was es nur Schändliches geben konnte, erzählten sie ihm nach, er esse Sachen, sagten sie, die nicht „koscher“ seien, er führe Reden im Munde gegen den Glauben und das Gesetz Mosis, er sei ein Verschwender, ein Taugenichts, und breche die Ehe, kein hübsches Weib sei sicher vor ihm.

Das Letztere war leider keine Verleumdung, und die

kleine Chaike weinte sich deßhalb mehr als einmal die Augen roth. Baruch schien es nicht zu bemerken, aber wenn sie recht niedergeschlagen war, dann setzte er sich den kleinen Baruch auf ein Knie und den kleinen Israel auf das zweite und hielt die kleine Esterka im Arm. „Wie reiten die Uhlanen?“ fragte er. „So reiten die Uhlanen,“ und dann ließ er die beiden Knaben im scharfen Trab reiten und küßte die kleine Esterka, welche ihre kleinen rosigen Finger in seinem schönen schwarzen Bart spielen ließ, und Chaike lächelte wieder, so stolz, so selig, wie nur eine Mutter lächeln kann, wenn sie ihre Kinder fröhlich sieht.

Aus den Juden machte sich Baruch Koreffle wenig. Er konnte es nicht sehen, daß seine Frau weinte, aber der ganzen Welt und den Juden zumeist Trotz bieten, das machte ihm Vergnügen. Je mehr sein frommer und gelehrter Schwager warnen kam, um so toller trieb er es. Er fing allenfalls hundert Sperlinge zusammen, klebte ihnen Judenmützen auf und Judenbärte, und jedem einen Spruch aus dem Talmud auf den Schwanz, und ließ sie dann los zum Aergerniß der ganzen Gemeinde.

Er schlich in den Laden des reichen Reach Menkes Feuermann, als dieser Gerechte eben in der schwülen Sommerstille eingeschlafen war, wickelte seinen langen Bart um einen großen eisernen Nagel und schob den Nagel fest in eine Ritze des Ladentisches, so daß Feuermann, als ein Kunde eintrat und er sich rasch erheben wollte, sich ein beträchtliches Stück seines Bartes ausriß. Der kleinen viereckigen Abra Gans Knofele streute er Glasscherben in die Pantoffel, und der hochmüthigen

Judith Karfunkel, welche am Sabbath regelmäßig von einem Grafen erzählte, der in sie verliebt sei, schrieb er einen zärtlichen Liebesbrief und unterzeichnete: Iwan Wutka, Fuhrwesens-Corporal.

Dagegen erzählten die Juden von ihm, er habe eine Liebschaft mit einer Christin, und das war wieder in keiner Weise eine Lüge oder Verleumdung.

Kalinoski hatte als blutjunger Mensch ein adliges Fräulein geliebt, daß ihm, aus Gott weiß welchem Grunde, einen Korb gegeben hatte.

Sie hatte seitdem geheirathet und sich nach ein paar Jahren von ihrem Manne getrennt, wie das schon so guter alter Brauch ist bei unseren Polinnen. Jetzt lebte sie in Kalinoski's Nachbarschaft auf ihrem Gute Rakow. Diese Dame, sie hieß Henryka von Sokolow, galt als die interessanteste Frau in unserer Gegend, vielleicht nur, weil sie Jedem unerreichbar schien, denn sie war äußerst romantisch und kein Mann fand Gnade vor ihrem streng poetischen Blick. Der eine trank zu viel, der andere roch nach Tabak, der dritte war zu wenig belesen. Sie selbst stand im Rufe Verse zu machen, und kleidete sich mehr kühn, als geschmackvoll, aber sie war immerhin noch eine begehrenswerthe Frau. Mit Kalinoski stand sie jetzt auf dem besten Fuße, er besuchte sie als „aufrichtiger Freund“, und schien den Korb, den sie ihm gegeben hatte, vollkommen vergessen zu haben. Aber es schien nur so, im Geheimen sann er unausgesetzt auf Rache. Diese interessante Dame zeigte bei jeder Gelegenheit einen merkwürdigen Haß gegen die Juden. Wenn ihr ein Mann recht

mißfiel, sah er wie ein Jude aus, wenn es recht garstig roch, roch es nach Juden.

„Nun, warte nur,“ sagte eines Tages Kalinoski, als er von ihr wegritt, zu sich selbst; er schien einen sehr lustigen Gedanken gefaßt zu haben, denn er lachte laut auf.

Bei seinem nächsten Besuche nahm er seine Lorgnette vor die Augen und betrachtete Henryka so lange und so gründlich, daß sie endlich verlegen wurde. „Sie sind wirklich schön,“ murmelte er, „ich habe nie eine schönere Frau gesehen, ich finde es daher vollkommen begreiflich.“

„Was finden Sie begreiflich?“

„Daß der Ruf Ihrer Schönheit bis in den Orient gedrungen ist.“

„Wie das?“

„Sollten Sie noch nicht wissen, meine Gnädige, daß ein Prinz aus dem Morgenlande in Kolomea angekommen ist, ein echter Türke mit unermeßlichen Schätzen und großem Gefolge, der diese weite Reise einzig nur zu dem Zwecke unternommen hat, Sie zu sehen.“

„Sie scherzen wohl.“

„Wie sollte ich scherzen? Sie wissen doch, daß mein eigenes armes Herz —“ er seufzte schwer und brach ab.

„Also wirklich ein Türke?“

„Ich dachte, daß er seine Absicht, sich zum Schemel Ihrer Füße zu machen, bereits ausgeführt hat!“

„Der Schemel meiner Füße,“ wiederholte Henryka, als sie vor dem Schlafengehen ihr Haar in Papilloten von Zeitungspapier eindrehte und ihre schmutzige Nachtjacke anzog. „Der Schemel meiner Füße,“ hauchte sie, als sie am Morgen erwachte und gähnend in ihre zerissenen

Pantoffel fuhr. „Der Schemel meiner Füße," seufzte sie, nachdem sie beim Frisiren wie gewöhnlich ihre Kammerfrau geohrfeigt hatte. Plötzlich kam der Bediente gerannt, es sei ein reich gekleideter Türke mit Gefolge im Dorfe und verlange vorgelassen zu werden.

„Das ist er," rief Henryka strahlend, „der Prinz aus dem Morgenlande, der Schemel meiner Füße." Sie eilte sich anzukleiden, warf ihren Schlafrock, der unzählige Risse zeigte und von Fett starrte, ab, behielt aber ihren schmutzigen Rock und ihre zerrissenen Strümpfe an, denn wann hätten dergleichen Kleinigkeiten eine echte Polin je genirt. Sie warf einen Seidenrock mit königlicher Schleppe darüber, schlüpfte in eine Sammetkazabaika, schlang Juwelen um Hals und Arme, und wer würde jetzt noch ahnen, was diese Pracht wohlthätig dem Auge verbirgt? Mit jener graziösen Majestät, welche den Polinnen eigen, trat Frau von Sokolow auf die Freitreppe heraus, den Prinzen zu begrüßen, und es bot sich jetzt allerdings ein Schauspiel, das sie an die Märchen von Tausend und eine Nacht erinnerte. Der türkische Prinz — sie hatte ihn sofort erkannt — hielt am Fuße der Treppe auf einem milchweißen Pferde, er trug ein rothes Fez, weiße Pantalons und einen blauen goldgestickten Kaftan. „Ein schöner, poetischer Mann!" war der erste Gedanke der interessanten Frau. Hinter ihm war ein Elephant zu sehen, auf dessen Hals ein Türke saß, und ein Dromedar mit Geschenken beladen, das ein anderer Orientale am Zügel führte. Bei zwanzig Leuten in türkischen Kleidern umgaben die beiden seltenen Thiere, unter ihnen fiel ein Mohr, der ganz roth gekleidet war, besonders auf.

Der schöne Prinz war niemand Anderer als Baruch Koreffle Rebhuhn, der Elephant und das Dromedar gehörten einer Menagerie an, welche eben in der Kreisstadt ihre Bude aufgeschlagen hatte, ihre Führer waren Menageriewärter, die übrigen Türken arme Juden aus Koreffles Freundschaft, der rothgekleidete Mohr war Kalinoski selbst, der sich Gesicht, Hals und Hände schwarz angestrichen hatte, um unerkannt Zeuge der ganzen Komödie sein zu können. Der Spaß kostete ihm einige tausend Gulden, aber der Genuß gesättigter Rache ist ja unbezahlbar.

Baruch spielte seine Rolle meisterhaft. Er stieg würdevoll vom Pferde und langsam die Treppe hinauf, kreuzte die Arme auf der Brust und verneigte sich tief vor der romantischen Edelfrau, welche ihn in ihren Salon führte und sich auf dem Sofa niederließ. Ihm selbst bot sie keinen Sitz an, sondern hob den einen Fuß empor, sie wollte ihm damit andeuten, daß sie gerne bereit sei, ihn zu ihrem Schemel zu machen. Der Prinz blieb jedoch vor ihr stehen und murmelte einige hebräische Worte, welche für sie vollkommen türkisch klangen. Sie erwiderte englisch, er schüttelte das Haupt als wollte er andeuten, daß er dies nicht verstehe, sie versuchte es nun mit dem Französischen, er schüttelte neuerdings das Haupt, nun versuchte sie es noch einmal, sich mit Hilfe ihres Fußes verständlich zu machen. Es schien aber vergeblich und sie gab es seufzend auf. Nun erschien der Mohr, gefolgt von zwei anderen Türken, welche entsetzlich nach Knoblauch rochen, aber Henryka dachte nicht im entferntesten an den verhaßten Judengeruch, sie nahm unter artigen Ver-

neigungen die Geschenke, welche sie brachten und der Prinz zu ihren Füßen niederlegte, prächtige Seidenstoffe, türkische Teppiche, orientalisches Konfekt und einen kostbaren Schmuck. Dann stand sie auf, winkte dem Prinzen ihr zu folgen, führte ihn in das Gastzimmer und deutete durch eine kühne Pantomime an, daß sie ihn einlade bei ihr zu wohnen. Dies verstand der Türke offenbar, denn er sprach einige Worte zu seinen Leute, worauf dieselben fortzogen, und blieb mit dem Mohren in dem Edelhofe zu Rakow zurück.

Nun geschah etwas höchst Merkwürdiges. Die stumme Unterhaltung, zu welcher die Polin und der Prinz aus dem Morgenlande verurtheilt waren, schien eine Annäherung zu erschweren, bewirkte aber gerade das Gegentheil. Der Türke erreichte in einem Tage, was alle anderen mit Hilfe ihrer Suada vergeblich durch viele Jahre angestrebt hatten. Henryka konnte sich mit ihm weder von Literatur, noch Politik, noch sonst etwas unterhalten und die Zeichensprache war bald erschöpft. So saßen sie denn beim Diner und blickten sich stumm und zärtlich an, ebenso stumm und zärtlich saßen sie nach dem Essen zusammen in der Laube und ebenso stumm und zärtlich in der Dämmerung auf dem Diwan.

Henryka seufzte und der Prinz seufzte, der Prinz legte endlich die Hand auf das Herz und blickte die interessante Frau schmachtend an, sie gab ihm den Blick zurück und legte gleichfalls die Hand auf das Herz. Der Prinz kreuzte die Arme auf der Brust und warf sich vor ihr auf die Kniee nieder.

„Ich verstehe, Sie wollen der Schemel meiner Füße

sein!“ lispelte Henryka und legte den vollen Arm um seinen Nacken. Der Prinz erhob sich und umschlang sie, schon zitterte sie an seiner Brust und ihre Lippen begannen in Küssen zu reden, eine Sprache, die jedem verständlich ist, er mag im Fürstenschlosse oder im Zigeunerlager geboren sein, unter Palmen oder Tannen.

Da sie nicht zusammen sprechen konnten, wurde vielleicht noch in keinem Liebesverhältnisse so viel geküßt, gestreichelt und umarmt wie zwischen Henryka und dem schönen Prinzen aus dem Morgenlande, welcher stumm die Hände auf der Brust gekreuzt, wie ein Sklave, ihr zu nahen pflegte, um sich jedesmal in ihren Armen in den feurigsten Liebhaber zu verwandeln. Noch nie hatte Rakow so viele Gäste gesehen, Alles kam den türkischen Prinzen anzustaunen, alle Damen beneideten Henryka und alle Männer den Türken.

Drei Wochen bereits schwelgte die interessante Edelfrau in den Freuden einer Liebe, welche so ganz ihrem romantischen Geschmacke entsprach, als sie eines Tages wieder zur Pantomime ihre Zuflucht nahm, um dem Prinzen einen tiefverborgenen Wunsch ihres Herzens mitzutheilen. Sie nahm zwei Ringe, steckte den einen an seine, den anderen an ihre Hand und deutete dann mit der Hand gegen Osten.

Der Prinz verstand sie diesmal gleich. „Wai geschrieen!“ rief er, „daß ich eppes habe eine Frau! möchte Sie sonst auf der Stelle nehmen, so wahr ich Baruch Koreffle Rebhuhn heiß.“

Henryka starrte den Prinzen an, sie begriff noch nicht ganz, da kam der Mohr und sprach mit Kalinoskis

eigenster Stimme: „Erlauben Sie, meine Gnädige, daß ich mir das Gesicht abwasche, ich bin nun lange genug schwarz herumgelaufen. Gib mir Wasser, Koreffle.“

Die interessante Frau fiel in Ohnmacht*). — —

Die Geschichte war zu komisch, als daß sie nicht wie ein Blitz sofort die ganze Gegend durchflogen hätte, auch Chaike bekam sie zu hören und ließ den armen Kopf hängen. Sie dachte daran, ihrem Manne Vorwürfe zu machen, aber als er kam, stockte ihr das Wort auf den Lippen, es war ihr so entsetzlich weh zu Muthe, als wäre sie zertreten worden, sie hätte aufschreien mögen, aber sie konnte nicht, sie sprach nur im Herzen, bloß ihre Lippen bewegten sich und ihre Stimme wurde nicht gehört.

„Wo warst Du so lange? Hast Du gemacht eine Meiße**)? war Alles, was sie endlich hervorbrachte.

Baruch Koreffle fand es nicht nöthig, ihr eine Antwort zu geben.

Mitten in der Nacht schrie sie auf, aus dem Schlafe. „Was hast Du gesagt?“ fragte Baruch. „Hab ich was gesagt?“ seufzte sie, „dann waren es Gram und Kummer die aus mir gesprochen haben.“

* * *

Am Versöhnungstage war es, da sagte Chaike zu ihrem Manne: „Wirst Du nicht zur Schule gehen?

---

*) Sämmtliche hier erzählte Geschichten von Kalinoski leben in Galizien im Munde des Volkes.

**) Ein Geschäft.

Wenn Du wirst zur Schule gehen, werd' ich Dir geben eine Jamkipurkerze, die ich hab gekauft vom. Ersparten."

„Gib mir die Kerze," gab Baruch zur Antwort, zog die Schuhe aus, zog das Leichenhemd an, den Talar mit den Schaufäden und nahm die weiße Kappe über den Kopf. So ging er in die Schule, zündete die Kerze an und stellte sie neben die Bundeslade.

Als die anderen ihn kommen sahen, wendeten sie sich ab von ihm und beteten mit noch größerem Eifer weiter. Er trat in eine Ecke, wo kein anderer war, und begann gleichfalls zu beten, da hörte er es murmeln, rechts und links und hinter sich: Gott hat ihn verworfen. Er blickte zurück und sah, daß alle Kerzen hell und ruhig brannten neben der Bundeslade, nur seine Kerze war erloschen. Da faßte ihn der Zorn, er nahm die Kerze, schleuderte sie zu Boden, daß sie in viele Stücke auseinandersplitterte, und verließ die Synagoge.

„Seine Kerze ist erloschen, ein böses Zeichen," flüsterte sein Schwager.

Schon murmelten andere: „Er hat sie zu Boden geworfen, er ist aus der Schule gerannt, er lästert Gott!"

Wie ein Rasender kam er nach Hause, riß die Schaufäden herab und die Kappe, warf Talar und Leichenhemd zu Boden und zog sich an, um auszugehen.

„Gott der Gerechte! Baruch!" schrie Chaike auf „was thust Du thun? wohin gehst Du gehen? am Tage, der Versöhnung?"

„Meinst Du, ich kenne das Gesetz nicht," sagte Baruch mit bebenden Lippen, „es heißt, am 10. Tage des 7. Mo-

nates, sollt Ihr Euren Leib peinigen und quälen. Jeder Jude fastet heute und betet in der Schule, berührt kein Weib, und kein Schuh kommt an seinen Fuß. Aber es steht nicht geschrieben, daß man Bosheit üben soll. Sie haben mir meine Jamkipurkerze ausgeblasen und schreien jetzt: Gott hat ihn verworfen! So soll es denn sein. Bin ich verworfen, will ich ganz verworfen sein." Er setzte seine Mütze auf und rannte fort.

Als der muthige Fleischhauer Enoch Regenbogen zurückkehrte aus der Schule, kam er an der Schenke vorbei, die einem Polen gehörte, und hörte Musik und Gesang, da das Fenster erleuchtet war, legte er seine breite Nase an die Scheibe und schaute. Was sah er da? er sah die polnische Dirne, die der Schenkwirth hielt, ein hübsches freches Frauenzimmer, in ihrer Kazabaika von rothem Wollsammt, mit offener Brust auf Baruch Koreffles Schooß sitzen und die Guitarre spielen, und Baruch sang und trank mit zwei Soldaten und einem christlichen Fuhrmann und geberdete sich wie toll.

„Seht Baruch Koreffle, er sündigt am Versöhnungstage," rief der Fleischhauer dem Johann Pinew Berlin und dem Abeles Halstuch Karfunkel zu, welche eben vorübergingen. Sie legten gleichfalls ihre Nasen an die Scheibe und sahen gleich ihm die Dirne auf dem Schooße Baruchs sitzen. „Er lästert Gott," ging es von Mund zu Munde, so weit Juden wohnten.

Als Baruch im fahlen todtenhaften Frühlicht nach Hause wankte, er hatte viel, sehr viel getrunken, blieb er vor seiner Thüre stehen und warf einen Blick auf dieselbe. Was hatte er für einen Grund, seine Thüre anzusehen?

Es geschah gewiß nur zufällig, aber als sein Blick sie nur gestreift hatte, blieb er auch wie gebannt an ihr hängen, eine heftige Erschütterung ging durch seinen ganzen Körper. Er war mit einem Male nüchtern. Zuerst fuhr er sich über die Stirne, dann ließ er seine Hand über die Thüre gleiten, als wollte er das entsetzliche Wort, das hier stand, Buchstaben für Buchstaben nachtasten.

Es war so wie er zuerst gelesen.

An seiner Thüre stand das „Hairem",*) er war verflucht, in Acht und Bann erklärt sammt seinem Weibe und seinen Kindern. Ihm schwindelte.

Chaike hatte seinen Schritt erkannt, sie kam heraus und sah ihn da stehen und sah das furchtbare Wort an ihre Thüre geschrieben, aber sie weinte nicht, sie zitterte nicht einmal. „Es ist so gekommen, Baruch, wie es kommen mußte," sagte sie ruhig. „Du hast es so gewollt. Komm, wir wollen überlegen was zu thun ist, wenn Dich auch alle verfluchen und Dir aus dem Wege gehen, ich bleibe bei Dir."

Sie überlegten, aber sie wußten Beide keinen Rath. Es wurde Tag, und alle die im Hause wohnten, sahen den Fluch an Baruchs Thüre geschrieben, sie versammelten sich auf der Straße und schrieen und verlangten, daß er das Haus verlasse. Der Herr des Hauses sandte seine christliche Magd zu ihm und hieß ihn fortgehen auf der Stelle. Was blieb also übrig als fortzugehen, aber wohin? Sie packten also ihre geringe Habe auf einen Hand-

*) Der Bannfluch, den die Juden an die Thüre desjenigen schreiben, welcher sich wider die religiösen Gesetze versündigt hat.

wagen, der Chaise gehörte, setzten die beiden Kinder, die noch klein waren, dazu, und zogen selbst den Wagen. Der kleine Baruch lief nebenher. Die Juden folgten ihnen und verspotteten sie, bis Baruch mit seiner Peitsche unter sie sprang uud rechts und links Hiebe austheilte. Da stäubten sie auseinander und begnügten sich, ihnen aus der Ferne Verwünschungen nachzusenden.

Weit draußen, an der Kaiserstraße, stand eine kleine verfallene Schenke, die gehörte einem Juden, der auch Soldat gewesen war und mit Baruch zusammen bei den Uhlanen gedient hatte. Dieser Jude hieß Jainkew Maimon. Er stand eben auf der Schwelle seines Häuschens als der traurige Zug vorbei kam, das arme keuchende Weib und die weinenden Kinder.

„Was soll's,“ fragte er Baruch, „wohin wollt Ihr etwa?“

„Hinaus in die Welt.“

„So trink doch noch ein Gläschen, Kamerad!“

„Sprich nicht zu mir, ich bin verflucht,“ murmelte Baruch.

„Und deßhalb willst Du fort?“ sprach der Schenkwirth, „ein rechter Soldat verläßt den anderen nicht, kümmere mich viel um die Pharisäer da drinnen, sollst bei mir bleiben, Baruch, und Deine Frau soll ihren Kram da haben und Deine Kinder sollen nicht weinen, willst Du?“

„Wenn Du keinen Schaden hast, Jainkew, so will ich.“

Jainkew zuckte vornehm die Achseln. „Wie soll ich Schaden haben? Zu mir kommen Edelleute und hie und da einige Bauern oder einige Fuhrleute, mein Branntwein ist nicht für die Juden. Ich danke für solche Gäste.“

Chaike lächelte und begann auszupacken. Jainkew gab ihnen ein Zimmer, das eine Thüre hatte auf die Straße hinaus, das theilte die arme kleine Frau durch einen geblümten Vorhang ab, hinter dem Vorhang wohnten sie, vorn richteten sie ihren Kramladen ein, und Baruch stellte sein Fuhrwerk, seine Peitsche nämlich, hinter die Thüre. So weit ging Alles gut, und den Tag über schien sich Niemand um die Verbannten, Verfluchten zu bekümmern. Als aber Chaike am Morgen hinausging, die Thüre aufzulehnen und ihre Waare auseinanderzulegen, stand das furchtbare Wort, stand das „Hairem“ wieder an ihrer Thüre.

Sie sagte nichts, sondern verlöschte es eilig, damit Baruch es nicht zu sehen bekomme. Dieser schien wie ausgewechselt, er ging nicht mehr zu Kalinoski, er half seiner Frau im Kramladen und half Jainkew Maimon in der Schankstube, ja er verließ das Haus beinahe nicht mehr. Wozu auch! Eine Fuhre konnte er nicht nehmen, denn Niemand lieh ihm Pferde, lieh ihm einen Wagen. Das wäre indeß noch lange nicht das Schlimmste gewesen, aber es zeigte sich bald, daß auch Chaikes kleines Geschäft stille stand, so stille wie eine Mühle, wenn der Bach versiegt. Der Fluch lastete auf seinem Weibe und seinen Kindern, genau so schwer wie auf ihm, sie mußten mit ihm leiden. Kein Jude betrat mehr den Laden, ja nicht einmal das kleine verfallene Haus, in dem sie wohnten; Niemand hätte Chaike um schweres Geld Waare gegeben. Indeß, was hätte sie auch mit neuer Waare angefangen? sie setzte das nicht ab, was sie hatte. Nur Bauern kauften bei ihr, aber was kauft etwa ein kleinrussischer Bauer?

Was er braucht, macht er sich Alles selbst, also höchstens einmal ein buntes Kopftuch für sein Weib, oder falsche Korallen. Wenn Chaike mit ihrem Bündel nach Pisariza ging oder sonst wohin, wichen ihr die Juden, die ihr begegneten, aus wie einer Pestkranken und verhüllten das Gesicht, nur um sie nicht sehen zu müssen.

Es ging ihnen allen zusammen schlecht und schlechter, und daß die Kinder nicht vor Hunger schrieen, das war Alles. „Es muß besser werden,“ sagte Baruch Koreffle jeden Morgen und jeden Abend, aber es wurde nicht besser. Da raffte er sich auf und ging fort, unterwegs begegnete er den muthigen Fleischhauer Enoch Regenbogen, der ein Kalb an der Schnur nachzerrte und ihm auswich, den prügelte er jämmerlich durch, riß ihm auch ein Büschel Haare aus seinem Barte und ging dann zu dem nächsten Gutsbesitzer und arbeitete bei ihm gegen Tagelohn in der Tenne.

Ein Jude, der auf dem Felde arbeitet oder Getreide drischt, das schien kaum denkbar, aber Baruch that es doch, er konnte Chaike nicht weinen sehen.

Er arbeitete schon an die fünf Wochen in dieser Weise und verdiente so viel sie brauchten, das trübe verschleierte Antlitz der kleinen Chaike begann sich aufzuhellen, die kummervollen Linien verzogen sich, da geschah es, daß eines Nachmittags ein alter Jude vorüberkam an der Tenne und einen Juden dort dreschen sah, mit einer Art Zorn losschlagen auf das Getreide, er trat näher und erkannte Baruch.

„Du bist es!“ rief er, „Du Goj! Du Verfluchter! nun siehst Du wie Gott Dich gestraft hat, denn wisse,

Du bist verflucht! Verflucht sind Deine Eltern, die Dich gezeugt, Krankheit und Unglück sollen in dem Hause nisten, das Dich aufnimmt, das Gras soll vor der Thüre wachsen, wo Du geboren bist, Dein einziger Gast soll der Malach hamowes*) sein. Peinvolle Träume sollen Dich zermalmen bei Nacht, peinvolle Gedanken, wenn Du wach bist, sterben sollst Du auf der Stelle, wenn Du die Schwelle des Tempels betrittst! Verflucht sei Dein Weib, verflucht seien Deine Kinder!"

Baruch erwiderte kein Wort, sondern arbeitete weiter, er schlug los auf das Getreide, als habe er für zehn zu dreschen. So sah ihn Kalinoski, der vorbeiritt mit seinem alten Kosaken. „Teufel! das ist ja Baruch Koreffle? bist Du von Sinnen?"

„Ist man von Sinnen, Herr, wenn man arbeitet?"

„Verkaufe lieber Deine Nase."

„Ich bin nicht aufgelegt zum Spaß machen."

„Wozu denn?"

„Zur Arbeit, Herr, oder zu einem Geschäft. Hätte ich nur Pferde und Wagen, es sollte bald anders werden."

„Pferde und Wagen!" lachte Kalinoski, „weiter nichts? weißt Du, Koreffle, daß Du ein großer Esel bist, aber warte, ich will Dir ein Pferd senden, daß für Dich paßt, heute noch will ich es Dir senden."

Als er fort war, dachte Baruch nach und lachte und sang ein lustiges Lied zum Takte der Dreschflegel, ein Soldatenlied. „Ein Pferd will er mir senden," sagte er

*) Todesengel.

zu sich, „er wird es senden, wie ich ihn kenne. Dann ist Alles gut, einen kleinen Wagen mache ich mir schon selbst.“ Er dachte immer weiter und machte die redlichsten Pläne und sang dazu, und bemerkte nicht den bärtigen Judenkopf, der zur Tenne hereinblickte, und die schwarzen Talare, welche die Straße füllten gleich einer drohenden Wetterwolke.

Chaike saß mit ihren Kindern vor dem Hause in der Abenddunkelheit, ihren Mann zu erwarten, da entstand Lärm, ein Geheul kam aus der Ferne wie jenes hungriger Wölfe, die einen Menschen verfolgen, und jetzt kam Baruch gerannt, ohne Mütze, mit wirrem Haare, athemlos und hinter ihm kamen Juden und flogen Steine.

„Sie wollen ihn tödten,“ schrie Chaike auf, stieß Baruch in den Laden hinein und sperrte ihn, während Jainkew ebenso hastig die Thüre des Hauses schloß und verrammelte. „Was wollen sie thun,“ sagte der alte Soldat dabei, obwohl er bis in die Lippen bleich geworden war.

„Sie werden ihn tödten,“ jammerte Chaike, „wie sie jene Jüdin gerichtet haben, die die Geliebte war des Königs August von Polen.“

„Nun, wir werden sehen,“ sagte Baruch, der indeß zu sich gekommen war und in dessen Augen das unheimliche Feuer des Hasses und der Verzweiflung loderte.

Schon flogen Steine gegen die Thüren und in die Fenster, Scheiben klirrten, die Thüren stöhnten, die Kinder schrieen und weinten.

„Wo ist meine Flinte?“ hörte man jetzt Baruch drinnen rufen, „gib mir meine Flinte, Weib, ich werde unter sie hineinschießen. Wo ist das Pulver? Kugeln

her.“ Er fand eine alte Blechröhre, welche Jainkew dazu diente, das Regenwasser in die Kufe zu leiten, und band sie schnell an eine Stange. Mit dieser seltsamen Waffe erschien er in der Dachluke.

„Auf wen soll ich schießen, Jainkew?“ fragte er.

„Wai geschrieen! er hat eine Flinte! er will schießen!“ rief es unten, und die schwarze Wolke flog auseinander. In wenigen Augenblicken war der Platz leer und die tiefe Stille der Nacht herrschte weithin um die einsame Schenke.

Baruch saß in der Stube und hielt den Kopf mit beiden Händen. Er schien nachzusinnen. „Was werden wir anfangen?“ sagte Chaike nach einer Weile, „wir können hier nicht bleiben, sie erschlagen uns.“

„Baruch sprach kein Wort. „Ich werde schlafen gehen mit den Kindern,“ sagte Chaike wieder nach einiger Zeit. Vor Mitternacht wurde sie wach, der kleine Israel schrie, sie sah Baruch, der sich über ihn gebeugt hatte, ihn zu küssen, seine heißen Thränen fielen auf das Kind und hatten es wach gemacht. „Was thust Du?“ fragte sie ängstlich.

„Nichts, nichts, schlafe nur.“ Er küßte sie, innig wie er sie noch nie geküßt hatte, nicht einmal an ihrem Hochzeitstage, und ging dann hinaus in die Schenkstube.

Als sie am Morgen aufstand, suchte sie Baruch vergeblich in der Stube, vergeblich im Laden, vergeblich im ganzen Hause. Er schien verschwunden. Jainkew fand sie sitzen, stumm, thränenlos, in jenem tiefen Grame, der uns erstarren macht. „Er ist fortgegangen,“ sagte sie, „um uns zu erretten.“

„Er wird wiederkommen,“ tröstete der Schenkwirth.

Chaike nickte traurig mit dem Kopfe. Es ist unerhört, daß ein Jude sein Weib und seine Kinder verläßt. Was Keiner noch über das Herz gebracht, das hatte Baruch der armen Chaike gethan. Er war fort und Niemand wußte wohin er gegangen. Und wieder wimmelte es von schwarzen Talaren vor der Schenke des Jainkew. „Er hat keine Flinte,“ riefen die Juden, „er kann nicht schießen.“ Sie drangen in das Haus — Niemand hinderte sie — und suchten ihn.

„Er ist fortgegangen,“ sagte Jainkew. „Wenn er da wäre, würde er sich nicht verstecken,“ fügte Chaike hinzu, aber sie suchten ihn doch. Sie suchten im Hause, im Keller, im Gärtchen hinter der Schenke, und fanden ihn nicht, aber sie fanden dafür einen kleinen grauen Esel, der an den Zaun gebunden war, und mit Heiterkeit das Gras ringsum brach, so weit er es erreichen konnte.

„Wem gehört der Esel?“ fragte Jainkew.

„Gehört er nicht Dir?“

„Mir gehört er nicht.“

Einer fragte den anderen, aber Keiner wußte, wessen der Esel sei. Da kam der weise Jehuda Konaw dazu, und auch seine Frau, die stolze schöne Peninna, stand nicht weit von dem Zaune. „Gott, Du bist gerecht, wo Du lohnst und wo Du strafst,“ rief Jehuda seufzend aus, „ich möchte beschwören, daß dieser Esel hier mein Schwager Baruch Koreffle Rebhuhn ist.“

„Wie? Wie das?“

„Wißt Ihr etwa nicht, daß die Seelen der Menschen,

je nach ihrer begangenen Sünde, in Thiere oder leblose Dinge versetzt werden?“ fuhr der fromme Mann fort, „die Seele eines ehebrecherischen Weibes wird in einen Mühlstein versetzt, sagt doch Hiob: So müsse meine Frau einem andern mahlen; ein Metzger, der nicht koscher schlachtet, wird in einen Hund, die Seele eines Ehebrechers in einen Esel versetzt. Weßhalb würde sonst Moses sagen: Siehest Du den Esel Deines Feindes unter seiner Last erliegen, so hilf ihm auf!“

„Ja, die Seele Deines Schwagers ist in einen Esel versetzt worden,“ spottete Peninna, „und die Seele eines Esels ist in Dich gefahren!“

„Wer nicht glauben will,“ schrie Jehuda, „der lese im Buche Emek Hameluch, der lese von Rabbi Isaak Luria, der die Sprache solcher in Thiere versetzter Menschenseelen verstand wie kein anderer vor ihm und keiner nach ihm. Als dieser fromme und weise Rabbi Isaak Luria in das gelobte Land kam und das Grab des Rabbi Jehuda bar Ilai besuchte, das mit Oelbäumen umpflanzt ist, saß ein Rabe auf einem dieser Bäume und krächzte unermüdlich. Da sprach Rabbi Luria zu seinem Begleiter Rabbi Moses Galanti: „Hast Du nicht einen Menschen gekannt, der Sabbathai hieß und Zolleinnehmer in Zephat war?“ Als dieser es bejahte und hinzufügte, dieser Sabbathai sei ein sehr lasterhafter Mensch gewesen, erwiderte Rabbi Luria: „Die Seele dieses Menschen ist in diesen Raben versetzt worden, weil er bei Erhebung der Zölle die Leute so unbarmherzig behandelt hat, und nun bittet er mich, ihn durch mein Gebet zu erlösen. Dann wandte sich der fromme Mann zu dem Raben und rief: „Geh' nur, Du

Bösewicht, ich werde für Dich beten," worauf der Rabe sogleich davonflog."

Nun glaubten es Alle und auch Peninna zweifelte nicht länger, daß ihr Schwager Baruch in den Esel verwandelt worden sei. Sie machte den Strick los, mit dem er an den Zaun gebunden war und sprach: „Es mag sein wie Du sagst, oder es mag auch anders sein, Baruch ist mir Geld schuldig, ich nehme dafür den Esel in Anspruch."

„Was ist er Dir schuldig?" staunte Jehuda, „weiß ich doch nichts davon."

„Was weißt Du überhaupt vom Geschäft," keifte Peninna, „es ist genug, daß ich es weiß, was er mir schuldig ist." Sie führte ohne weiter zu fragen den Esel nach Hause, band ihn im Stalle fest, ging hinaus, eine starke Gerte zu schneiden, sperrte, als sie wiederkam, die Thüre hinter sich zu und trat mit der Gerte in der Hand vor den Esel hin.

„Hab' ich Dich jetzt, Du hochmüthiger Bettler! Du Tagedieb! Ehebrecher Du!" rief sie von Zorn und Rachsucht glühend, „mußt mir nun doch dienen, so viel ich will, nun warte nur, ich werde Dir den Stolz schon heraus prügeln," und begann dann mit aller Kraft auf den armen Esel loszuhauen, der jämmerlich schrie.

Es waren indeß lange nicht die letzten Prügel, welche er bekam. Wenn das schöne stolze Weib eine Fahrt zu machen hatte, mußte immer nur der Esel eingespannt werden, und wenn er sich störrisch zeigte, wie schon Esel sind, peitschte sie ohne Erbarmen auf ihn los, und prügelte sie ihn nicht, prügelten ihn die Anderen. Alles, was nur zu fahren war, Wasser, Lebensmittel, Waare, Alles mußte

der arme Esel fahren, und wenn er wo stand mit seinem Wägelchen, kamen die Juden und die Jüdinnen und die Judenkinder sogar, und jeder schimpfte ihn und versetzte ihm einen Hieb, wo er nur konnte, und alle nannten ihn „Baruch“ und nie anders.

Auf der armen Chaike blieb aber, trotzdem Alle ihr Müthchen an dem Esel kühlten, der Fluch haften, der ihrem Manne an die Thüre geschrieben worden war. Man wich ihr nicht mehr aus, man gab ihr sogar Antwort, wenn sie fragte, aber Niemand kaufte bei ihr, und wenn sie ihre Noth schilderte, bekam sie nur Spott zu hören.

Bei allem Fleiße war sie nicht mehr im Stande sich aufzuraffen. Jainkew war selbst ein dürftiger Mann, wie sollte er ihr helfen, und bei Polawski verdiente sie als Faktorka gerade so viel, um sich von einer Woche zur anderen hinüber zu fristen.

Für sich wäre sie niemals bitten gegangen, lieber wäre sie gleich gestorben, aber für ihre Kinder that sie es, überwand ihr Herz und ging zu ihrem Bruder hin. Er wußte, daß es ihr schlecht ging, so schlecht, wie es nur einem Menschen gehen kann, und er hätte gern geholfen aber seine Frau lachte ihn nur aus. „Sie soll betteln gehen, wenn sie nichts zu verdienen weiß,“ sagte sie, „oder in Dienst treten. Ich verschenke mein Geld nicht an Tagediebe.“

Die arme Chaike schlich fort und zerdrückte heimlich ihre Thränen; da stand gerade der arme Esel im Hofe vor seinem Wägelchen, und die stolze Schwägerin nahm die Peitsche und schlug ihn, und der Knecht schlug ihn, und die Judenkinder warfen von der Straße mit Steinen

und Koth auf ihn. Chaike aber blieb stehen und sah ihn mitleidig an, aus vollem Herzen, und als es Niemand bemerken konnte, nahm sie den guten Esel um den Hals und küßte ihn und weinte. Sie konnte es nicht glauben, daß es ihr Mann sei, aber weil sie ihn Alle Baruch nannten, war es ihr so leid um ihn.

Da ihr auf der weiten Welt Niemand helfen wollte, begann sie sich selbst zu helfen.

Sie wollte lieber unredlich sein, als ihre Kinder sterben sehen, und so begann sie kleine schlaue Geschäfte zu machen zum Schaden Anderer. Sie hatte kein Eigenthum, sie hatte keinen ehrlichen Erwerb, der sie und die drei schreienden Kinder ernähren konnte bei allem rastlosen Fleiße, und doch sagte ihr eine Stimme in ihrer Brust: „Du hast ein Recht zu leben wie die Anderen; was da erschaffen ist, ist für Alle erschaffen; wenn man Dir Dein Erbtheil vorenthält, das Gott Dir bestimmt hat, so nimm es Dir selbst, und bist Du zu schwach, es mit Gewalt zu entreißen, so thu' es mit List, die die Natur dem schwachen Weibe gegeben. Betrüge! Betrüge sie, die Dir Gewalt anthun, die Dich und Deine Kinder hungern lassen und frieren, die Dir nicht gestatten wollen zu leben, betrüge sie, wo Du nur kannst. Betrüge! Betrüge! Betrüge!“

Einmal machte ihr Lubina den Vorwurf, daß sie ihr Sacktücher verkauft hatte, für ihren Mann, die in der ersten Wäsche die Farbe verloren hatten, sie wurde indeß nicht verlegen: „Wie wäre es möglich, gnädige Frau,“ sagte sie, „daß einer gut verkauft und der andere gut kauft? Das ist doch nicht möglich! Soll ich also ver-

lieren? soll ich arme Jüdin verlieren bei einer reichen gnädigen Frau?“

Und sie hatte immer acht nicht zu verlieren, die kleine Chaike. Ihre Werktagsseele, mit der sie herumlief die Woche durch, wie ein Wieselchen, von Dorf zu Dorf, Edelhof zu Edelhof, war eine richtige gewinnsüchtige, betrügerische, schmutzige Judenseele, aber wenn sie am Freitag Abend nach Hause kam, schüttelte sie mit dem Staub von ihren Schuhen auch den Schmutz ihrer Werktagsseele ab, und die Sabbathseele, die mit dem schönen heiligen Abendstern bei ihr einzog, beim festlichen Lichte des Krönleuchters, das war eine wahre, echte, gute Menschenseele, wie irgend eine, dann saß sie auf's Beste gekleidet mit ihren Kindern in der hellen Stube und erzählte ihnen von ihrem Vater, der bis nach Jerusalem gewandert sei, um Gott zu gefallen — wer weiß, wie sie auf den Gedanken kam — und hatte selbst auf Alles acht wie nur ein Vater konnte. Sie erzählte, was sie nur wußte, die Hagadoths, die ihr der Vater erzählt hatte, als sie noch selbst ein Kind, aus dem Talmud, beim Glanze der Sabbathlampe, und allerhand wahre Geschichten, die sie selbst erlauscht hatte, aber nie etwas, was dem Geiste des Kindes Schaden bringen konnte, immer nur Geschichten, die den Scharfsinn schärften und die Phantasie weckten. Sie hatte auch acht auf das Gedächtniß der Knaben, denn es gibt nichts, was der Jude so hoch schätzt wie dieses, sie hütete sich also wohl, den kleinen Baruch oder Israel das Herz, die Leber oder das Gehirn eines Thieres essen zu lassen, nähte sie ihnen was am Leibe, so vergaß sie nie, ihnen dabei ein Stück-

chen Brod zu kauen zu geben, aber sie gab ihnen Eier, Oel und Butter, weil dies nach der Meinung des Juden das Gedächtniß stärkt. Schnitt sie den Kindern die Nägel, so beobachtete sie streng die vorgeschriebene Ordnung und warf die abgeschnittenen Nägel oder Haare jedesmal in das Feuer, damit die Kinder nicht verzaubert werden. Sie verbot ihnen, die verfallene Burg auf der nahen Anhöhe zu besuchen, weil Ruinen der Sitz der Masikim*) sind.

Sie verbot ihnen, Mordwerkzeuge zu berühren, besonders an den Unglückstagen, nach dem Ausspruch: Reize den Satan nicht zur Zeit des Unheils. Sie lehrte sie bei einem Gewitter den Tisch von der Wand zu rücken, die Thora in die Mitte zu legen, das Kapitel aufzuschlagen von der Schöpfung und an jedem der vier Enden ein Häuflein Salz zu legen.

Dies Alles that und lehrte sie ihnen unter der Woche, wenn sie bei ihnen war, am Sabbath aber, wenn der Fisch süß duftete in der braunen Rosinensauce und der Meth im blauen Glaskruge, und die Stube hell war von dem Glanze des Kronleuchters und den Kerzen an den Wänden, da erzählte sie ihren Kindern und lehrte sie eines reinen Herzens sein und klugen Sinnes, und gab ihnen herrliche Unterweisung. Sie erzählte etwa von dem enthaltsamen Schäfer, wie eines Tages zu Simon dem Gerechten, Oberpriester zu Jerusalem, ein Jüngling von blendender Schönheit kam, mit herrlichen Locken, und Enthaltsamkeit angeloben wollte. „Bist Du von Sinnen,"

*) Die Dämonen, auch Gespenster.

erwiderte Simon, daß Du Deinen schönen Leib kasteien, Dein Haar verderben willst?" — „Ich will gut sein," erwiderte der Jüngling, „und meine Schönheit hindert mich daran. Von jeher weidete ich die Heerde meines Vaters, liebte Gott und liebte meine Nebenmenschen, da gewahrte ich eines Morgens mein Bild in dem Wasserspiegel. Voll Verwunderung über meine eigene Schönheit stand ich da und spielte mit meinen Locken gleich einem eiteln Weibe. Da kam ein Schäfchen herbei, seinen Durst zu löschen und trübte die Quelle. Mein Bild verschwand. Mit einem schrecklichen Fluche trieb ich es fort, da kam mir die Besinnung zurück und ich sprach: Unwürdiger, vergiß nicht, woher Du kommst, wohin Du gehst, Deine Schönheit ist vergänglich, aber der häßliche Flecken Deiner That wird nicht sobald vergehen. Deßhalb will ich mein Haar scheeren und die Rosen meiner Wangen erbleichen machen, nicht schön will ich sein, sondern gut."

Sie lehrte sie aber auch jene feinen köstlichen Mittelchen, die der Talmud dem Juden an die Hand gibt, das Gesetz zu umgehen, dort wo er sonst gezwungen wäre, es zu verletzen, jene köstlichen Mittel, die den Witz so sehr schärfen und den Scharfsinn. „Keine Speise ist Dir erlaubt, die Du nicht selbst gekocht," sagte sie allenfalls zu dem kleinen Baruch, „was wirst Du also thun, wenn Du bist auf der Reise und kannst nicht selbst kochen Deine Speise und der Christ will Dir geben zu essen von der seinen?"

„Ich werde nicht essen."

„Wenn es aber so lange dauert, daß Du Hungers sterben müßtest?"

„So werde ich doch nicht essen."

„Das wäre Unrecht, denn Gott will nicht, daß Du Dein Leben verkürzest. Du wirst also sehen ob er kocht was Dir zu genießen erlaubt ist, und wirst dann nehmen ein Spänchen und wirst es werfen in das Feuer, dann ist es als hättest Du selbst die Speise gekocht, und Du darfst sie genießen, so lehrt uns der Talmud."

Oder sie sagte zu dem kleinen Baruch: „Wenn Jemand an einem Festtage kein Fleisch hat, so darf er an diesem Tage ein Thier schlachten. Er verzehrt aber nur einen kleinen Theil davon und soll nicht mehr einsalzen als er verzehrt. Was soll er also thun? Soll er das Uebrige verderben lassen?"

„Damit es nicht schlecht wird, Mam', soll er lieber nicht schlachten."

„Dann leidet er Hunger."

„Soll er leiden."

„Nein, er soll nicht leiden. So thut er so. Er schlachtet das Vieh, nimmt ein Stück davon und salzt es zum Gebrauch für diesen Tag. Dann thut er sich besinnen und nimmt eppes ein ander Stück und sagt: Dies ist besser, also dieses will ich heute kochen! und salzt auch dieses. Dann besinnt er sich und wählt ein anderes bis alle Stücke gesalzen sind."

„Steht das im Talmud?"

„Gewiß mein Kind."

Oder sie fragte: „Warum werden die häßlichen oder verkrüppelten Mädchen Bachurim Sechorah, Waare für die Talmudschüler, genannt?"

„Weil alle Rabbiner häßliche Frauen haben," sagte rasch der kleine Baruch.

„Nein, mein Kind, das ist so. Die Ehen werden im Himmel gestiftet, wie Du weißt. Der liebe Gott verhält sich dabei gegen die Menschen, wie ein wirthschaftlicher Hausvater gegen seine Familie. Wenn nun ein wirthschaftlicher Kaufmann ein Stück schlechte Waare auf seinem Lager hat, welches er nicht an Mann bringen kann, so bestimmt er es, um es doch einigermaßen zu benutzen und nicht den ganzen Werth zu verlieren, für sein eigenes Haus und bekleidet damit seine eigenen Kinder. Ebenso macht es der liebe Gott mit den Mädchen. Ist ein Mädchen körperlich mißrathen, garstig oder gar einäugig oder bucklig, und daher nicht an Mann zu bringen, so beschenkt der liebe Gott damit seine lieben Kinder, nämlich die Bachurs, die Talmudschüler."

So lehrte die kleine Chaike ihre Kinder am Sabbathabend, beim Glanze des Kronleuchters und der Kerzen an den Wänden.

* * *

Jahre waren vergangen seit Baruch Koreffle Rebhuhn sein Weib und seine Kinder verlassen hatte, oder eigentlich wie alle Juden schworen, in einen Esel verwandelt und zur Abbüßung seiner Sünden in die Hände der schönen Peninna gegeben worden war. Jehuda fing noch immer seine talmudischen Grillen, nur daß seine Frau ihn nicht mehr „das Licht der Welt", sondern ohne jede Rücksicht einen „Faulenzer" nannte und ihn von ganzem Herzen verachtete. Sie verachtete ihn, weil er

die ganze Last des Geschäftes, das von Tag zu Tag zunahm, auf ihr ruhen ließ, und vielleicht noch mehr, weil sie keine Kinder hatte, und sie haßte ihre Schwägerin Chaike vielleicht nur deßhalb so unversöhnlich, weil sie Kinder hatte, und ihre Kinder so frisch und gesund, schön und verständig heranwuchsen, daß Jeder sie lobte.

Peninna war im Laufe der Jahre aus der Beherrscherin ihres Mannes seine Tyrannin geworden, er machte es ihr allerdings leicht, denn er hatte die Sanftmuth einer Taube, den Stoicismus eines Philosophen und war noch überdies in seine Frau verliebt und wie verliebt. Ein Mann, der in seine Frau verliebt ist, ist unten allen Umständen verloren.

Jehuda duckte wie eine Ente auf dem Wasser, wenn der Geier über demselben kreist. Unglücklich fühlte er sich eigentlich aber nur dann, wenn Peninna oben in seinem mit Schweinslederbänden gefüllten Winkel, seiner letzten Zufluchtsstätte, erschien und hier ihre Stimme, die wie eine Glocke tönte, erklingen ließ.

„Was ist das Alles," schrie sie, mit dem Fuße an den Talmud stoßend, der neben seinem Stuhle auf dem Boden lag, „Müßiggang! Faulenzerei! Ich warte nun so viel Jahre, daß Du etwas thust, was uns Geld trägt, oder der Welt von Nutzen ist, aber was ist diese ganze Talmudweisheit? Prahlerei vor den Dummen, die imme zahlreicher sind als die Verständigen. Sündhafte Eitelkeit."

„Ich thue, was mir gut dünkt," sagte Jehuda, „dazu bin ich der Herr im Hause."

„Du der Herr?"

„Es steht geschrieben —"

„Es steht geschrieben," unterbrach ihn Peninna, „im I. Buche Moses 3. 16 — siehst Du, daß ich es weiß — „Er soll Dein Herr sein! aber kurz vorher heißt es: Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären, und gleich nachher heißt es, daß der Mann sein Brod im Schweiße seines Angesichts essen soll. Du aber ißt Dein Brod im Schweiße meines Angesichts und da ich auch keine Kinder gebäre, so bin ich Dein Herr! verstehst Du?"

Da ihn seine Frau bei jeder Gelegenheit aus seinem stillen Winkel trieb, flüchtete sich der weise Jehuda hinaus auf das Feld und grübelte dort den Räthseln der Schrift nach. So traf er einmal einen großen schönen Knaben, welcher auf einem Steine saß, dort, wo ein frischer freundlicher Bach die grünen Wiesen mit seinem Silberband durchschnitt und in die Gräser hineinlauschte, als gälte es ein großes Geheimniß zu entdecken.

„Was thust Du da?" fragte Jehuda erstaunt.

„Ich lerne," sagte der Knabe.

„Du lernst!" staunte der Talmudweise, „wie kannst Du lernen ohne Buch?"

„Bist Du blind, Mann," gab der schöne Knabe zur Antwort, während seine großen dunkeln Augen Jehuda anlachten, „siehst Du nicht das große Buch, das Gott aufgeschlagen hat vor uns, aus diesem Buche lerne ich."

Jehuda blickte den seltsamen Knaben lange an in tiefem Staunen. „Du sprichst die Wahrheit," sagte er endlich, „aber Mancher hat es versäumt in diesem Buche zu lesen."

„Und doch steht mehr darin zu lesen als im Talmud," erwiderte der Knabe.

„Weißt Du, was im Talmud steht?"

Der Knabe schüttelte die dunkeln Locken.

„Willst Du es wissen."

„Gewiß will ich das wissen, ich will Alles wissen, was nur ein Mensch wissen kann."

„So will ich Dich lehren."

„Bist Du ein Gelehrter?"

„Ja, mein Kind, das bin ich."

Der Knabe sprang auf und ging mit Jehuda durch die Felder, und von dem Tage an erwartete er ihn jedesmal, wenn die Sonne sich zum Untergange neigte, und der weise Jehuda lehrte ihn nach der Thora und dem Talmud, und der Knabe, ohne es zu wollen, lehrte auch ihn, in seiner kindlichen Weise, aber was er ihn lehrte, stand in keinem verstaubten Buche, das war zu lesen auf frischen grünen Blättern, in Blumenschrift war es zu lesen, und Nachts in der goldenen Schrift des Sternenhimmels.

Jehuda staunte über den Knaben, denn der Jude hat keinen Sinn für die Natur, er ist ein Spiritualist, er bevölkert die Natur mit Schemen und sieht Gespenster bei hellem Tage. Wenn sie durch die Felder gingen und der Knabe zeigte ihm die warme leuchtende Sommerherrlichkeit, hatte er gewiß zuerst eine moralische Nutzanwendung bei der Hand, wie etwa: „Suche Gott zu erkennen, der dies Alles so gut erschaffen," er nannte „gut", was der Knabe „schön" genannt hätte, und dann folgte irgend eine talmudische Spitzfindigkeit, etwa so: „Sieh das Korn hier, wie viel Halme mögen hier stehen?"

„Wer kann sie zählen."

„Wie willst Du dann die Legionen der Engel zählen?

Gott hat aber die Halme auf diesem Felde gezählt, wie die Legionen der Engel. Es gibt 72 Millionen Engel, und 10,000 Engel können auf einer Nadelspitze tanzen. Wie viel Nadeln müßte Deine Mutter haben, um alle Engel tanzen zu lassen."

„7,200" erwiderte der Knabe, ohne sich lange zu besinnen.

„Richtig," lächelte Jehuda, „richtig".

Dann saßen sie am Rande des Waldes im sanften beweglichen Schatten der Linden und Birken, vor ihnen flossen die goldenen Wellen des Kornes, weithin verschwamm die sonnige Fläche, am Horizont stand die duftblaue Linie des Karpathengebirges, sie aber sahen dies Alles nicht, sie hörten nicht die Wachtel schlagen im Felde, nicht den Wiedehopf spotten in den Zweigen, ihr Auge war nach innen gekehrt.

„Die Schrift gleicht einem verschleierten Weibe, das seine Schönheit nicht vor Jedermann bloßstellt, sondern von ihrem Liebhaber fordert, daß er sich die Mühe gibt, ihren Schleier zu lüften," sprach Jehuda zu dem Knaben, „dazu aber hilft ihm die Kabbalah."

„Was ist das, die Kabbalah?" fragte der Knabe.

„Das ist das Buch der Geheimnisse," lehrte ihn der weise Jehuda, „das Gott selbst geschrieben hat, Sopher Jetzirah heißt es, das Buch der Schöpfung. Adam hat es durch den Engel Rahiel erhalten, und mit diesem Buche wurden ihm fünfzehnhundert Schlüssel zur Weisheit übergeben. Als er aber sündigte, entfloh ihm dies Buch. Da zerschlug er sich den Kopf und stieg bis an den Nacken in den Fluß Gichon und blieb daselbst bis das Wasser seinen Körper mit einem Rost überzog. Da

winkte Gott dem Engel Raphael und dieser gab ihm das Buch zurück. In diesem Buche ist die Quelle der Vernunft, der Brunnen der Weisheit, der Strom der Wissenschaften, die Gott befohlen hat, den Weisesten im Volke nur mitzutheilen. Und es ist noch ein Buch Jezirah des Rabbi Akiba. Im Talmud, Traktat Menachet, wird erzählt: Als Moses in den Himmel kam, um das Gesetz zu empfangen, sah er wie Gott über die Buchstaben der Thora Kronen band.*) Als nun Moses Gott fragte, wozu dies geschehe, antwortete Gott, es geschehe eines Mannes wegen, der in den spätern Zeiten zur Welt kommen, Akiba ben Joseph heißen, und von jedem dieser Strichlein unzählige Geheimnisse erklären werde. Moses bat, Gott möchte ihm diesen Mann zeigen, und Gott erwiderte: Gehe achtzehn Menschenalter rückwärts und Du wirst ihn finden. Als nun Moses dahin kam und den Rabbi Akiba manches über die Thora sprechen hörte, was er nicht begreifen konnte, ward er mißmuthig, doch beruhigte er sich bald, als er den Akiba zu seinen Schülern sagen hörte: „Dieses hat Gott dem Moses auf dem Berge Sinai mündlich überliefert.“ Nachdem Moses wieder zu Gott gekommen war, sagte er zu ihm: Du hast einen solchen Mann, warum gibst Du den Israeliten die Thora durch mich, warum nicht durch ihn? — Schweig, erwiderte Gott, ich will es so. — Nun sprach Moses abermals: Du hast mir die große Gelehrsamkeit dieses Mannes gezeigt, zeige mir auch die Belohnung, welche er zu erwarten hat. Da sah er, daß man das Fleisch des Rabbi

*) Nämlich kleine Strichlein: Thagir machte.

Akiba in einer Fleischbank verkaufe. Staunend fragte nun Moses: Ist etwa dies der Lohn der Gelehrsamkeit? — Aber Gott erwiderte abermals: Schweig! es ist so mein Wille. Und Akiba wurde wirklich unter Kaiser Hadrian das Fleisch mit glühenden Kämmen vom Leibe gerissen. Unter demselben Kaiser wurde auch der weise Rabbi Simon ben Jochai verfolgt. Er hielt sich dreizehn Jahre in einer Höhle verborgen und schrieb hier das Buch Sohar, das von dem göttlichen Wesen und seinen Ausflüssen handelt, und schrieb die Zusätze, die alle zusammen den Grund der Kabbalah ausmachen. Als er aus seiner Höhle kam und sah Leute auf dem Felde arbeiten statt zu lernen, verbrannte er sie durch seinen Blick zu Asche. Und er that dies so oft, daß Gott ihm endlich zurief: Willst Du etwa meine Welt ganz zerstören! und ihn noch auf ein Jahr in seine Höhle verbannte. Dieser Rabbi Simon war auch sehr unbescheiden. „Ich sah," sagte er, „die vorzüglichsten Männer, und deren sind wenig. Sind ihrer zehn, so gehören ich und mein Sohn dazu; sind ihrer nur zwei, so bin ich es und mein Sohn. Die Kabbalah, mein Kind, lehrt uns alle Geheimnisse und sie lehrt uns auch die guten Geister zu beschwören und die bösen, aber sie birgt auch große Gefahren. Der Talmud vergleicht die tiefsten Geheimnisse der Kabbalah mit einem Irrgarten und sagt: Vier gingen in den Garten, Benasa blickte kaum hinein als er starb, Bensoma ward wahnsinnig, Acher*) riß die

*) Wörtlich „der Andere", eigentlich Elischa ben Abuja, dessen Namen die Juden nicht aussprechen, weil er von Gott abfiel und ein Manichäer wurde.

Pflanzen aus,*) nur Rabbi Akiba war der einzige, der glücklich wieder herauskam."

Einmal, als Jehuda vom Felde zurückkehrte, zog ihn Peninna beim Arme in das Haus und schrie: Grillenfänger! jetzt hab' ich Dich gefangen, nimmst mir hergelaufene Kinder in die Lehre, weißt Du wohl, wer Dein Schüler ist, im Felde draußen?"

„Ich weiß es nicht."

„Baruch ist es, der Sohn Deines Schwagers, willst Du ihm helfen ein Tagedieb werden, wie sein Vater war."

„War sein Vater ein Tagedieb, so ist er gestraft genug, denn er ist ein Esel geworden und in Deine Hände gegeben," sagte der Weise Jehuda, „aber solche Leute muß es auch geben, wie Baruch war, und je mehr desto besser."

„Wieder etwas Neues," lachte Peninna im höchsten Zorn.

„Der Talmud sagt," fuhr Jehuda fort, „der Messias kann nicht früher kommen, als bis alle Juden entweder ganz tugendhaft oder ganz lasterhaft sind. Alle Juden tugendhaft machen, würde schwer halten, lasterhaft werden ist schon leichter, daher helfen solche Menschen wie Baruch war, die Ankunft des Messias beschleunigen."

„Du sollst diesmal Recht behalten," sagte Peninna, welche mit einem Male ganz ruhig schien, „auch ich will dazu helfen und will damit anfangen, daß ich Dir verbiete, Dich noch ferner mit den heiligen Büchern zu beschäftigen, Du sollst nicht mehr fromm sein, hörst Du? denn

*) Wurde irrgläubig.

das verzögert die Ankunft des Messias." Und sie flog hinauf in seinen stillen Winkel, und nahm die zwölf Bände Talmud, nahm Sohar, und Sephir und wie die schweinsledernen Schönen Alle hießen, welche Jehuda zu entschleiern unternommen hatte und warf sie in das Feuer. Jehuda hätte weinen mögen, und wenn er nicht weinte, so geschah es gewiß nur aus Furcht vor Peninna. „Du sollst mir ein Mensch werden wie wir anderen," fuhr sie dann fort, „und da ich Dich im Geschäft zu nichts brauchen kann, sollst Du mir auf der Stelle Faktor werden."

„Das bin ich nicht im Stande," seufzte der Talmudweise.

„Aus einem Bachur kann man Alles machen, sagt das Sprichwort, beweise es jetzt. Ich weiß, daß der Herr Kalinoski braucht einen Faktor, Du wirst hingehen zu ihm und ihn bitten um die Stelle."

Also ging Jehuda zu Kalinoski. Dieser aber ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern ergriff das lange Weichselrohr seiner türkischen Pfeife, und Jehuda flog zur Thüre hinaus. Er war noch nie in seinem Leben so gelaufen. „Hast Du die Stelle?" fragte Peninna. „Ja, Prügel hätt' ich fast bekommen," lamentirte er, und sie lachte ihn noch obendrein aus.

Um diese Zeit verbreitete sich der Ruf des Wunderrabbi von Sadagóra so weit nur Juden wohnten. Alles strömte zu ihm sich Raths zu erholen oder seinen Beistand zu erlangen. So beschloß denn auch Peninna zu ihm zu fahren. „Ich will Kinder haben," sagte sie, „und will wissen, was ich mit Dir anfangen soll. Du gehst

mit mir.“ Also ging Jehuda mit ihr. Der Rabbi von Sadagóra ließ sich Alles erklären und sagte dann lächelnd: „Geh Du selbst zu dem Kalinoski, Frau, und schicke Deinen Mann noch einmal zu ihm, und geht ruhig nach Hause, Du wirst Kinder haben und er wird machen sein Glück.“

„Aber er wird mich prügeln,“ seufzte Jehuda.

„Er soll Dich prügeln,“ schrie der Wunderrabbi zornig auf, „Dir thun Prügel noth, Grillenfänger! unter der Last des Talmud keuchender Esel! er soll Dich prügeln! wenn er Dich lange prügelt, wirst Du lange leben und wirst reich dabei.“

An demselben Tage, wo sie zurückkehrten, sendete Peninna ihren Mann wieder zu Kalinoski. Diesmal schien dieser guter Laune und hörte Jehuda an. „Faktor willst Du bei mir werden?“ sagte er dann, „gut, zeige also, was Du kannst, Du sollst hier auf der Stelle schwimmen.“

Jehuda hatte gehört, daß sein Schwager durch eine witzige Antwort die Gunst des Kalinoski gewonnen hatte, er dachte also, hier ist Gelegenheit sich auszuzeichnen. „Schwimmen? Warum nicht,“ lächelte er, warf sich der Länge nach auf den Boden und schwamm aus Leibeskräften wie im schönsten Flußwasser auf demselben hin und her. „Bravo! Bravo!“ rief Kalinoski scheinbar befriedigt, „jetzt tauch' aber unter.“

„Wie soll ich?“ jammerte Jehuda.

„Was? Du giebst Dich für einen Schwimmer aus und kannst nicht untertauchen?“ schrie Kalinoski und sprang auf, ehe er jedoch sein Weichselrohr ergreifen konnte, war Jehuda wieder glücklich entkommen.

Am folgenden Morgen, Kalinoski lag noch im Bette, rauchte aber bereits seine erste Pfeife, meldete der Kosak, daß eine Jüdin da sei, die ihn zu sprechen wünsche. „Ist es der Mühe werth, daß man aufsteht?“ fragte der Schreckliche. Der Kosak nickte heftig mit dem Kopf. Kalinoski kam heraus in seinen gelben Stiefeln, seinen rothen türkischen Pantalons, seinem blauseidenen Schlafrock und fand Peninna. Ein Blick aus ihren dunkeln Augen genügte, um ihn zu bändigen. Kalinoski bat sie, auf dem Diwan Platz zu nehmen.

„Der Herr hat die Jüdin setzen lassen,“ raunte der Kosak dem Kammerdiener zu. „Die Welt steht nicht mehr lange,“ seufzte die Köchin, „auf den Diwan hat er die Jüdin setzen lassen.“

Wenn ein Weib schön sein will, ist es immer schön. Peninna war noch nie so verführerisch, so berauschend gewesen, als jetzt, wo sie in ihrem gelben Atlaskleide, das unter dem offenen rothsammtenen Kaftan ihren Hals und ihre Brust, Alles wie aus Elfenbein oder Marmor von Carara gebildet, sehen ließ, mit Perlen und Diamanten gekrönt und beladen, in den weichen Polstern saß, und die langen schönen Finger der rechten Hand mit den Quasten, welche von denselben herabhingen, spielen ließ. Ihr Haar, das sie seit Jahren nicht mehr abgeschnitten hatte, glänzte wie Ebenholz durch die weißen Perlen, ihre großen Zähne blitzten gleich einer Perlenschnur unter den rosigen Lippen hervor und ihre ruhigen dunkeln Augen blickten dämmerhaft, feucht durch den schwarzen Schleier der langen Wimpern.

Sie sprachen nicht viel, der schöne polnische Magnat

und die schöne Jüdin, sie sahen sich beinahe immer nur an, und endlich hielt Kalinoski die Hand der stolzen Peninna in der seinen und sie ließ es geschehen.

„Er hat sich verfangen an meinen Augenlidern," dachte die Jüdin und der Gedanke freute sie. Er drehte seinen Schnurrbart zu einem glänzenden schwarzen Faden zusammen und lächelte. „Die hat, wie es scheint, an Deiner Nase nichts auszusetzen," dachte er seinerseits.

„Sie wünschen wohl etwas von mir, Frau Konaw?" warf er in seiner nachlässigen Art hin, aber graziös und liebenswürdig.

„Ich bin gekommen, Sie zu bitten, daß Sie geben meinem Mann die Faktorstelle bei Ihnen."

„Mit Vergnügen."

„Es ist nicht des Geldes wegen," fuhr die Jüdin stolz fort, „Gott sei Dank, wir haben, was wir brauchen, aber das ganze Geschäft liegt in meinen Händen —"

„Glückliches Geschäft!" murmelte Kalinoski.

„Mein Mann ist nämlich so ein Talmudmaulwurf, ein Kabbalahgrillenfänger, der den ganzen Tag in seinem Winkel sitzen will und Kameele durch ein Nadelöhr ziehen, aber ich habe ihm seine Bücher in das Feuer geworfen, er soll ein Mensch werden wie andere Menschen."

„Soll nur zu mir kommen."

„Er war schon —"

„Ah! war das Ihr Mann, der kühne Schwimmer? Nun, ich verspreche, ihn gut zu behandeln."

„Gott über die Welt," rief Peninna mit einem Eifer, der sehr komisch war, „wie heißt gut behandeln? Wie

soll er werden ein ordentlicher Mensch, wenn Sie ihn gut behandeln, gnädiger Herr?"

„Soll ich ihn etwa prügeln?" lachte Kalinoski.

„Wenn Sie mir wollen thun einen großen Gefallen," flüsterte die schöne Jüdin, indem sie den Arm des Edelmannes faßte und sich zu ihm neigte, so nahe, daß ihr heißer duftiger Athem seine Wange fächelte, „so schonen Sie ihn in keiner Weise, so lange, bis alle Grillen herausfliegen aus seinem närrischen Kopfe, wie die Bienen, wenn man ausbrennt einen Stock im Walde."

„Ich werde den weisen Mann kuriren," entgegnete Kalinoski, „aber Sie, schöne Frau, wie wollen Sie mein Herz kuriren, das Ihre Augen rein zu Asche verbrannt haben."

„Wo nur noch Asche ist," lächelte die kluge Jüdin, „da kann man nichts mehr kuriren."

„O! Sie wären im Stande, Todte zu erwecken!"

„Das wäre gefährlich, Todte, wenn sie werden lebendig, erzählen alle Geheimnisse, die verborgen sind."

„Ich werde stumm sein wie das Grab "

„Das Grab ist nicht stumm."

„Sie haben auf Alles eine Antwort, schöne Frau."

„Eine richtige Antwort ist wie ein lieblicher Kuß," lächelte die Jüdin.

„Dann haben Sie mir bereits drei Küsse gegeben," rief Kalinoski.

„Wenn Sie sich beklagen," flüsterte Peninna, „so geben Sie sie mir zurück." Ihre Lider schlossen sich, die dunkeln Augen blinzelten wollüstig durch die glänzenden Wimpern. Kalinoski schlang rasch beide Arme um das

schöne, ihm entgegenzitternde Weib, dessen feuchte Lippen die seinen suchten. Zum Unglück kam in diesem Augenblick der Kosak herein, und nach dem Kosaken kam der Mandatar und nach dem Mandatar der Pfarrer.

„Sie werden mich besuchen," sagte die Jüdin leise, ganz leise beim Fortgehen. —

„Morgen?" —

„Nein, heute noch," bat sie. —

„Wie Sie befehlen." —

„Wie soll ich Ihnen befehlen." —

Kalinoski kam nun täglich zu ihr, irgend etwas einzukaufen, und saß dann in ihrem Gewölbe, um sich an den possierlichen Gesten der handelnden Hebräer und den prächtigweichen Bewegungen der schönen Peninna, welche etwas von einem Panther an sich hatte, gleich sehr zu belustigen. Jehuda, der sich heftig sträubte und hinter den furchtbarsten Eiden dagegen verschanzte, noch einmal Kalinoskis Schwelle zu überschreiten, drückte sich, sobald dieser zu seiner Frau kam, längs der Mauer zum Hinterpförtchen hinaus, und flog dann, in seinem flatternden Talare einem großen schwarzen Raben nicht unähnlich, durch die Felder dem Walde zu, wo ihn der kleine Baruch erwartete.

Bei Peninna schien es jetzt immer Sabbath zu sein, denn sie saß in ihrem Gewölbe wie eine Sultanin des Orients, mit Seide, Sammt und Perlen bedeckt, und wenn der kleine fuchshaarige blatternarbige Laufbursche mit den stets verklebten blinzelnden Augen hereinkam und krähte: „Der Herr ist gelaufen über das Feld, zu lehren das Bettlerkind," erhob sie sich und ging mit Kalinoski hinauf

in das kleine Gemach, das mit Wohlgerüchen erfüllt war und mit grüngoldenem Lichte, wenn die Sonne durch die grünen Vorhänge gedämpft hereinschien.

Jehuda staunte seine Frau nur an, er staunte über ihre schönen Kleider, die sie trug, und staunte, wenn er sie sitzen sah im Gewölbe und sah wie sie ihre Leute handeln ließ, und selbst, das Kinn in die Hand geschmiegt, in tiefem Sinnen versunken war, und nichts zu sehen schien und nichts zu hören.

„Bist Du krank?“ fragte er eines Tages.

„Ich bin nicht krank.“

„Dann liebst Du, Weib!“

„Peninna zuckte verächtlich die Achseln.

„Die Liebe ist eingezogen in Dein ödes Herz,“ fuhr Jehuda fort, „genau so wie es Jakob Frank, der Sabbathianer, lehrt, den viele für den Messias gehalten haben.*) „Wenn ein Gegenstand der Liebe den Menschen anzieht, werden alle Strahlen seines Geistes und alle Kräfte seines Körpers wie in einem Brennpunkt aufgefangen. Alle in ihm verborgenen Kräfte regen und entwickeln sich, die Kraft der Liebe zu verstärken, alle übrigen Gefühle schweigen, und regt noch etwas von den

*) Jakob Frank wurde 1712 in Polen geboren und kehrte, nachdem er sich lange in der Türkei aufgehalten hatte, 1750 nach Podolien zurück, wo er als Kabbalist auftrat und sich an die Spitze der Sabbathianer stellte. Später ließ er sich taufen, führte den Titel Baron und beschloß sein abenteuerliches Leben am 10. Dezember 1791 in Offenbach. Ueber die Sabbathianer und ihren Stifter siehe in: „Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhundetten“ von Sacher-Masoch. II. Band. Die Erzählung: „Sabbathai Zewy.“

anderen Gefühlen sich, so geschieht es nur auf das Geheiß dieser Alles sich unterwerfenden Liebe, ja selbst des Menschen Sinne sind dann für alles Andere todt, man sieht nichts, man hört nichts, man fühlt nichts als die Liebe. Darum sagt Salamon: „Die Liebe ist stark wie der Tod," weil in der Liebe wie im Tode alles Andere zum Schweigen kommt. Liebe ist das große Triebrad des Daseins —"

„Ja, was willst Du denn mit dem Allen?" sagte Peninna.

„Was ich will? Ich möchte Dir zu bedenken geben, daß ein schönes Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit goldenem Halsband."

„Und ich sage Dir: Wie sollte Jemand auf feurigen Kohlen gehen, daß seine Füße nicht verbrannt werden! Dein Weib ist die Kabbalah, Deine Geliebte heißt Sophar, was beklagst Du Dich?"

„Gott über die Welt, das Weib macht einen Narren aus mir!" schrie Jehuda, „reiß' mir gleich die Haare und den Bart aus, das ist viel mitleidiger."

„Ei, sieh! weißt Du jetzt wie thut die Eifersucht, Du weiser Talmudmaulwurf, mitleidig soll ich sein? warst Du mitleidig als Du die schönen Jahre meiner Jugend Dich vergrubst in Deinen staubigen Bänden, blinder Maulwurf, besser noch mit einem lebendigen Menschen eifern, als mit todten Büchern. Dein Talmud ist häßlich, aber der Kalinoski ist doch ein schöner Mann!"

„Wie wahr sagt Rabbi Bechay, zu sagen," rief Jehuda, er spuckte nur gleich vor Zorn, „mit dem Weibe kam der

Satan zur Welt! ist doch das Weib geschaffen aus einer Rippe, Zela, was auch bedeutet Unglück."

„Was schimpfst Du, wenn ich Gutes thue," spottete Peninna, welche die Arme leicht auf der Brust gekreuzt dasaß und sich an den Qualen ihres weisen närrisch-verliebten Mannes weidete, „thu ich nicht wie der Talmud lehrt? Ich thu helfen dazu, daß die Welt lasterhaft wird und der Messias thut kommen."

„Nein, Du bist kein Weib," schrie jetzt Jehuda, „Du bist eine von den vier Teufelinnen, Du bist Lillith, ebenso schön wie diese und ebenso böse, und befehligst wie sie 480 Rotten verderbender Engel."

Peninna sah ihn an mit ihren dunklen, brennenden Augen, daß er vor ihr zu beben begann. „Also Lillith bin ich, weißt Du auch, was Du damit sagst, war diese Lillith nicht Adams erste Frau, die Gott mit ihm zugleich erschaffen hat aus dem Unflath der Erde und dann geschieden hat von ihm, weil sie mürrisch war und unverträglich, und ihm aus seiner Rippe gegeben die Eva? willst Du Dich auch scheiden von mir?"

„Nein, das will ich nicht."

„Aber ich will."

„Peninna, Weib! willst Du mir das Herz aus dem Leibe reißen?" flehte Jehuda, „willst Du zornig sein, weil ich eifre aus Liebe?"

„Ich scheide mich von Dir."

„Wenn ich gebe den Scheidebrief, aber ich gebe ihn nicht."

„Was brauche ich den Brief?" fragte das schöne Weib, ihn listig durch die halbgeschlossenen Lider be-

lächelnd, „thu ich doch was wir gefällt, und Du kannst von mir aus im Hause bleiben, aber ich jage Dich aus meiner Kammer, heute noch jag' ich Dich, und Du kannst bei mir ein Diener sein wie die anderen, aber nicht ein Mann. Hast Du gehört?"

Jehuda begann zu bitten, in lächerlicher Todesangst, wie ein Verurtheilter bat er, der um sein Leben fleht.

„Was soll ich mit Dir thun?" fragte sie mit einem bösen Lächeln, „ich kann Dich doch nicht strafen wie Du verdienst, aber morgen sollst Du mir gehen zum Kalinoski."

„Wenn Du willst, werde ich gehen zum Satan."

Abends kam Kalinoski, Jehuda drückte sich aus dem Gewölbe, wo er Rosinen abwog, aber er lief nicht fort in die Felder, Peninna kümmerte sich indeß wenig um ihn, sie ging mit Kalinoski hinauf in das kleine Gemach, das mit Wohlgerüchen erfüllt war, und der arme, weise, närrisch verliebte Jehuda hörte sie zusammen lachen, und ihm wurde gar seltsam zu Muthe bei diesem Lachen.

Am folgenden Tage in aller Frühe befahl ihm seine Frau zu Kalinoski zu gehen, und wie sie dabei lachte, ihm stand das Herz stille vor Angst. „Ich gehe schon," sagte er und ging. Anfangs lief er beinahe, als er die Wipfel der hohen Pappeln erblickte, von denen der Edelhof von Haraj umpflanzt war, fiel er in einen kurzen Trab. Um den Weg durch die Allee zurückzulegen brauchte er bereits eine Viertelstunde, eine volle Stunde vom Thore bis zu der Thüre des Gutsherrn. Endlich klopfte er an.

„Herein!"

Kalinoski schien diesmal sehr freundlich, er lächelte immerfort, bis Jehuda mitten im Zimmer stand. Von der Thüre bis in die Mitte des Zimmers brauchte der arme zitternde Weise nämlich eine volle Viertelstunde. Als er ihn aber erst so weit hatte, schnitt ihm Kalinoski mit einem einzigen Sprung den Rückzug ab, sperrte die Thüre und zog den Schlüssel ab.

„Gott der Gerechte! was wollen Sie thun? soll ich schreien?“ jammerte Jehuda, „ich schrei! ich schrei!“

„Schrei nur, je mehr Du schreist, um so mehr Spaß habe ich dabei,“ lachte Kalinoski.

„Wobei?“ fragte der Jude zitternd, „wollen Sie mich lassen schwimmen.“

„Die Grillen will ich Dir verjagen,“ rief Kalinoski, ergriff ein kleines Weichselrohr und begann den entsetzten Talmudweisen fürchterlich zu prügeln. Zuletzt öffnete er die Thüre und stieß Jehuda, der bereits mehr todt als lebendig war, mit dem Fuße hinaus.

„Nun, wie war es?“ fragte die schöne Peninna, als er nach Hause kam, „hat er Dich gut aufgenommen?“

„Waih geschrien! wie hat er mich geprügelt.“

„Er wird Dich noch oft genug prügeln müssen, wenn es helfen soll.“

„Es hat schon geholfen! es hat geholfen! Gott hat den Engel Metatron auch nur einmal hauen lassen.“

„Weßhalb hat er ihn den hauen lassen?“

„Der Erzengel Metatron hat täglich ein Mal die guten Werke der Menschen in einem Buche aufzuzeichnen, wobei ihm erlaubt ist, sogar in Gegenwart Gottes zu sitzen. Als nun Elischa ben Abujah, den man den „Acher“

nennt, in den Himmel aufstieg und daselbst zweie sitzen sah, Gott und Metatron, kam er auf den Gedanken, daß es zwei Götter gebe und er fiel vom Judenthume ab. Darüber aufgebracht, ließ Gott den Metatron hinausführen und ihm sechzig Hiebe geben mit einer feurigen Ruthe."

„Nun, was willst Du also," spottete die schöne Peninna, „Gott hat den Erzengel Metatron hauen lassen, obwohl er nur das that was ihm erlaubt war, Du aber bist kein Engel, und ich bin nicht Gott, und werde Dich daher so lange prügeln lassen, bis Du nur thust, wie ich Dir erlaube, hörst Du? Hat er Dich gut geprügelt, was?"

Jehuda setzte sich beschämt auf einen kleinen Schemel in den dunkelsten Winkel des Gewölbes, und das schöne, böse Weib lachte ihn noch obendrein aus.

„Aber ich darf bei Dir bleiben in der Kammer?" sagte der närrisch verliebte Weise nach einiger Zeit.

„Meinetwegen —".

Jehuda kam am folgenden Tage wieder zu Kalinoski und wurde wieder von ihm geprügelt, er tröstete sich dabei mit dem Gedanken an den Erzengel. „Aber die feurige Ruthe kann auch nicht mehr gebrannt haben als sein verfluchtes Weichselrohr!" seufzte er auf dem Rückwege. Indeß schien dieses Weichselrohr wirklich Wunder zu wirken. Jehuda wurde Faktor bei Kalinoski und zeigte immer mehr Lust zum Geschäfte, er half seiner Frau redlich im Laden und fuhr im Lande umher, zu kaufen und zu verkaufen. Und als ein Jahr verflossen war, da hatte er seinen gekrümmten Rücken verloren und

dafür gesunde, rothe Backen bekommen und ein frisches, leuchtendes Auge, und das Geld strömte nur in sein Haus, und die schöne Peninna hatte ihr erstes Kind an der herrlichen Brust, die wie aus Elfenbein geschnitten war.

Die Prophezeiung des Wunderrabbi war in Erfüllung gegangen.

Aber so ganz konnte Jehuda seine verschleierte Schöne, die Kabbalah, doch nicht verlassen und so nahm er, wenn er in das Land fuhr, heimlich den kleinen Baruch mit und lehrte ihn Alles, was er selbst jetzt vor den Menschen verborgen hielt wie einen geheimnißvollen von Engeln bewachten Schatz.

*
* *

Der armen Chaike ging es indessen recht schlecht und immer schlechter. Von dem, was sie verkaufte, hatte sie ihre liebe Noth sich am Leben zu erhalten und die drei kleinen hungrigen Schreihälse zum Schweigen zu bringen, wie sollte sie also die Waare zahlen, die sie nahm? Sie blieb hier schuldig und blieb dort schuldig und endlich gab es keinen Kaufmann, bei dem sie ohne Erröthen vorübergehen konnte. Es ist so traurig, wenn man ehrlich sein möchte und nicht kann.

Dann kam es so weit, daß man ihr auf Vertrauen nichts mehr gab. Sie mußte Alles zahlen, was sie nahm, und es begann in dem so kleinen, so dürftigen Haushalt an dem Allernothwendigsten zu fehlen. In der Woche lief sie unermüdlich umher, am Freitag Abend kehrte sie in ihre nackten vier Wände zurück, um zu ruhen, zu feiern, aber es kam endlich ein Sabbath, wo sie sich nicht nach Hause wagte, denn sie hatte nicht einmal so viel

Geld, um Kerzen zu kaufen, und was ist ein Sabbath ohne das feenhafte Licht des Kronleuchters? Die Kinder saßen auf der Schwelle des Gewölbes und warteten, schon stand der Abendstern am Himmel und die Mutter war immer noch nicht zu sehen.

„Sie wird recht weit von uns sein," sagte der kleine Baruch zu den Geschwistern, „und die Reise unterbrechen müssen am Sabbath, sie wird nicht kommen."

Und sie kam wirklich nicht. Die Kinder suchten etwas, was sie essen konnten, aber sie fanden nichts und fanden auch kein Licht, so schlossen sie denn die Thüre und saßen im Dunkeln, aneinandergedrückt wie furchtsame junge Vögel. „Fürchtest Du Dich nicht vor den Masikim?" sagte die kleine Esterka.

„Was sollen wir uns fürchten!" rief der kleine Baruch, „wir haben die Thora im Hause und Salz, sie können uns nichts anhaben." Und er begann Hagedoths zu erzählen und die beiden andern lauschten, und endlich waren sie alle drei eingeschlafen, eines an das andere gedrückt. Das war ein trauriger Sabbath.

Noch trauriger war es, als die Mutter wieder da war, und es kamen ein langer engbrüstiger Schreiber und ein Gerichtsdiener, aus dem der Geist sprach, nämlich der unlautere Geist des Branntweins, und schrieben Alles auf, was da war, und nahmen der kleinen Chaike ihre ganze armselige Einrichtung und alle Waare, die in dem kleinen Gewölbe war.

„Was soll ich anfangen ohne Waare?" schrie sie auf, „wenn Ihr mir nehmt die Waare, so werft mich lieber gleich in das Wasser sammt meinen Kindern."

„Lächerliche Phrasen," machte der engbrüstige Schreiber mit einem verächtlichen Achselzucken.

Freilich kam nun Jainkew und stellte Chaike einen Tisch hinein und Stühle, und sie schlief mit ihren Kindern hinter dem Vorhang auf dem Boden einen gesunden Schlaf, und auf ein Gläschen Schnaps kam es dem ehemaligen Soldaten für Frau und Kinder seines Kameraden auch nicht an, aber damit waren seine Mittel erschöpft, und die Kinder hatten nichts zu essen.

Chaike hüllte sich in ein altes Tuch und schlich hinein in das Städtchen, sie bat hier nnd bat dort bei den Juden, aber man gab der Frau des Verfluchten nichts; so ging sie denn weiter und weiter, bis sie in eine Straße kam, wo Christen wohnten. Sie mußte etwas haben für ihre Kinder. Sollte sie betteln? Nein, lieber gleich sterben. Sollte sie stehlen? Sie stand jetzt vor einem Brodladen und sog den herrlichen Duft des frischen Gebäcks ein, der Bäcker schwatzte in der Tiefe der Stube mit ein paar Nachbarn. Sie brauchte nur die Hand auszustrecken und ihre Kinder waren satt. Aber sie war es nicht im Stande. Sie brach in Weinen aus und eilte weiter. Sollte sie sich vor der stolzen Schwägerin demüthigen? — Ja, das durfte sie, ohne ihren Vater im Grabe zu beunruhigen. Sie kehrte also um und eilte zu dem Hause ihres Bruders hin.

Zum Glück war die Schwägerin allein im Gewölbe. „Meine Kinder haben nichts zu essen," begann Chaike schluchzend, „erbarme Dich, gib mir Brod, nur ein Stückchen Brod."

„Schreie mir hier nicht und spiele nicht Theater," gab Peninna mit mitleidsloser Härte zur Antwort.

„Aber ich sage Dir ja, meine Kinder hungern," flehte Chaike! „Erbarme Dich." Sie warf sich vor dem hochmüthigen Weibe nieder und umfaßte ihre Knie, so wie Haman beim Mahle des Königs Ahasveros die Knie der schönen Esther umfaßte, und sie bat um das Brod ebenso vergeblich wie Haman die schöne Esther um sein Leben.

„Ich habe mein Brod nicht für Nichtsthuer," sagte Peninna kalt und lauernd, „willst Du Dir helfen, so diene mir, verkaufe Dich in meine Hand."

„Bist Du von Sinnen," sagte Jehuda, der von der Straße dazu kam, „was verlangst Du?"

„Nach dem Gesetze Moses," entgegnete Peninna rasch, darf der Vater sein Kind verkaufen in Dienstbarkeit, und ein Jude darf sich selbst freiwillig verkaufen, nur daß es nicht länger dauere als 49 Jahre. Und vermiethen nicht aller Orten arme Leute ihre Kinder in Dienst?"

„Ich will es überlegen," seufzte Chaike, „aber gib mir nur heute Brod."

„Ueberleg' es," sagte Peninna, „Brod gebe ich Dir nicht."

Jehuda ging empört hinaus und schlug die Thüre hinter sich zu.

„Du bist reich," sprach Chaike ihm nachblickend, „aber ich beneide Dich doch nicht, Schwägerin, besser trockenes Brod mit Liebe, als ein gemästeter Ochs mit Haß." Sie nickte traurig mit dem Kopfe und ging hinaus; an der Ecke der Judengasse lag ein Haufen Ziegel, auf den setzte sie sich hin und weinte. Sie saß da eine Stunde oder mehr noch, da legte sich eine zarte Hand friedlich auf

ihre Schulter und eine liebe gute Stimme sprach tröstend zu ihr:

„Was ist Dir, Chaike, hat Dich ein Unglück heimgesucht? Ist Dir eines Deiner Kinder gestorben?" Es war Lubina, die schöne Gemahlin Polawskis, die vor ihr stand und so gütig zu ihr sprach.

„Gott sei Dank, sie leben alle meine Kinder, frisch und gesund leben sie," erwiderte Chaike unter Thränen, „aber man hat mich gepfändet, gnädige Herrin, man hat mir Alles genommen, Alles, ich kann nichts verkaufen mehr und kann nicht geben den armen Kindern zu essen."

„Komm," sagte Lubina, „wir wollen einkaufen und wollen Deinen Kindern etwas zu essen bringen. Wo wohnst Du?"

„Weit draußen, Gnädige, ja recht weit."

Lubina nahm Geld aus ihrer Börse und gab es Chaike. „Kaufe was Du magst," sagte sie, „und warte hier, mein Wagen steht beim König Sobieski. Ich fahre vorbei und nehme Dich mit." Und so geschah es, zum größten Erstaunen aller Juden stieg die arme Chaike zu der vornehmen Dame in den Wagen und rollte mit ihr davon. Ach! wie selig es der guten Chaike zu Muthe war, als sie zu Hause auspackte und die Kinder essen sah. Lubina saß seitwärts auf einem Stuhle mit zerbrochener Lehne und lächelte ihnen zu. „Du bist glücklich, Chaike, Du hast Kinder," seufzte die Edelfrau.

„Sind Sie denn nicht glücklich?" fragte die Jüdin rasch, „seien Sie nicht böse, daß ich frag' so dumm —"

„Liebe Chaike, Du wirst verstehen wie mir ist," sagte die schöne Lubina, „ich habe den besten Mann, aber ich

habe ihn genommen ohne Liebe, hätte ich nur Kinder, so wäre Alles gut, aber so! Ich beneide Dich um Deine Armuth, denn Du bist so unendlich reich dabei." Sie stand auf, zog die kleine Esterka beinahe heftig an sich, küßte sie und begann zu weinen.

„Gott über die Welt, was thun Sie weinen," begann nach einer Weile die arme Jüdin, „wenn Ihnen ist zu helfen."

„Wie, Chaike?"

„Müssen Sie aber thun wie ich sage," fuhr Chaike fort, „haben Sie nie gehört von die Chassidim?"

„Allerdings, aber sage mir —"

„Was soll ich Ihnen sagen? Die Chassidim sind so viel als die Frommen, sind Juden so wie wir sind, aber leben fromm und gerecht, und kennen alle Geheimnisse, die Gott verborgen hat in der Thora. Die Rabbis der Chassidim, die Zadikim, haben Herrschaft über die Kräfte der Natur und haben sogar Einfluß bei Gott, denn sie sind Heilige und Auserwählte Gottes und verkehren mit ihm durch die Kmeas.*) Der Bescht, von dem ihre Lehre kommt, hieß Israel, er war zu Hause in Podolien und sie nannten ihn Baalschem,**) er erweckte Todte, erlöste Verdammte von den Strafen der Hölle, befreite Seelen,

*) Geister.

**) Baalschem, so viel wie das griechische Theurgos, nämlich ein Mensch, der mit Geistern in Verbindung steht und sie zu beherrschen versteht. Bescht (aus den Anfangsbuchstaben der hebräischen Worte Baal-schem-tob zusammengesetzt), das zugleich einen Mann bedeutet, welcher übernatürlich zu wirken vermag und einen Mann von sehr ausgebreitetem guten Rufe.

die in Thiere versetzt waren, heilte Gelähmte, machte Blinde sehend, gab Stummen die Sprache und unfruchtbaren Frauen Kinder, Alles nur durch die Kraft seines Gebets, und auch der Rabbi zu Sadagóra, von dem Sie werden haben gehört, ist so ein heiliger Zadik, und wir wollen gehen zu ihm und Sie werden haben Kinder so viel Sie nur eppes wollen."

„Ich will also hingehen," sagte Lubina nach einigem Nachdenken, „aber Du mußt mit mir gehen, Chaike, und ich will mich als Jüdin verkleiden. Vor Allem darf aber mein Mann nichts erfahren, denn er verlacht und verabscheut Alles was einem Aberglauben gleicht."

„Er soll nichts erfahren," sagte Chaike, „aber er wird haben seine Freude, der gute Herr, wenn er wird haben ein schönes Kindlein, wozu uns helfen wird der Zadik, so Gott will."

Chaike begann auf der Stelle ein Paar Pantoffel zu sticken, denn auch sie wollte die gute Gelegenheit benutzen und Hilfe suchen beim Zadik, sie stickte also Tag und Nacht, bis ihr die müden Augen zufielen, und die kleine Esterka half dabei, so gut es eben gehen mochte, mit ihren kleinen Händen. „Er wird eine große Freude haben, der Heilige," sagte das Kind, als die Pantoffel fertig auf dem Tische standen. „Das wird er auch," erwiderte Chaike, „und ich werde ihm sagen, daß Du auch gestickt hast was dabei."

Es war eben die Zeit der sogenannten Kontrakte, wo die galizischen Gutsbesitzer ihre Ernte, meist noch auf dem Felde, an jüdische Getreidehändler verkaufen, und Herr Polawski begab sich also nach Lemberg. Lubina

benutzte seine Abwesenheit, kleidete sich bei Chaike in reiche jüdische Kleider, welche ihr ein jüdischer Schneider in aller Eile gemacht hatte, verbarg ihr reiches Haar unter seidenen Scheiteln und einer prachtvollen Stirnbinde und fuhr mit ihrer Vertrauten nach Sadagóra.

Das kleine Haus, das der Zadik, der heilige Mann, zu dem nicht allein Juden, sondern auch Christen nicht weniger eifrig als nach Kalvaria und Czenstochau wallfahrteten, bewohnte, stand an dem östlichen Ende des Städtchens vollkommen frei auf einer kleinen Anhöhe. Schon vor demselben und im Hofraum sah die Edelfrau, welche sich in einer unbeschreiblichen Aufregung befand, eine aus allen Ständen und Nationen zusammengesetzte Menge von Leidenden und Hilfesuchenden aller Art umhergelagert. Da gab es unsere braven kleinrussischen Bauern mit ihren ernsten wie aus Bronce gegossenen braunen Gesichtern und ihren herabhängenden Schnurrbärten, in Sieraks*) aus Kameelhaaren und Kutschmi**) aus schwarzem Lammfell, arme Schnorrer in verschossenen Talaren von allen erdenklichen Farben, reiche Jüdinnen in kostbaren Sammtkaftanen und blitzenden Diamanten, Armenier, Polen, Lipowaner und deutsche Colonisten, Schwaben in hohen Stiefeln mit Quasten, kurzen Tuchjacken, den heimathlichen Filzhut oder die Schirmmütze auf dem Kopfe, Soldaten und Zigeuner.

Die beiden Frauen gelangten, mit Hilfe einiger reichversilberten Händedrücke, bis in das Vorzimmer des Rabbi.

*) Bauernüberrock.

**) Hohe cylinderförmige Mützen in der Art wie sie die Perser tragen und die Tscherkessen.

Auch hier fanden sie hilfebedürftige, flüsternde Menschen aller Art. Eine niedere Thüre, deren Pfoste mit vergilbten Zetteln bedeckt war, auf denen Stellen aus dem Talmud und kabbalistische Zeichen standen, führte zu dem Wundermanne, dieselbe war jedoch von zwei, wie es schien, unerbittlichen Thürstehern, bleichen bärtigen Männern aus der mysteriösen Sekte der Chassidim bewacht, welche Jeden, der einzutreten versuchte, ohne Unterschied des Standes, schroff abwiesen. „Der Zadik betet," war die stereotype Antwort, welche die Zudrängenden erhielten.

„Wir werden nicht vorgelassen, wie es scheint," flüsterte Lubina ihrer Begleiterin zu, aber Chaike, welche bereits einige Erfahrung in der Sache bewies, zog sie auf eine der schmalen gepolsterten Bänke nieder, welche längs der Wand hinliefen, und machte sie aufmerksam auf das, was nun vorging.

Zuerst schwankte eine dicke jüdische Kaufmannsfrau herein, mit mächtig blitzender Stirnbinde und heftig in den Näthen krachendem rothseidenen Kaftan. Sie näherte sich langsam dem einen Thürsteher, wechselte leise und schwer athmend einige Worte mit ihm und drückte ihm dann rasch etwas in die Hand. Ihr Händedruck wirkte wie eine Zauberformel, denn sofort ging die Thüre auf, und sie durfte ungehindert das Heiligthum betreten. Eine polnische Dame folgte ihrem Beispiele, derselbe Händedruck, dieselbe stumme Verneigung der wachehaltenden Chassiden, und auch sie wahr in der Thüre verschwunden. Nun nahm Lubina eine Banknote in die Hand, näherte sich dem einen Thürsteher, begrüßte ihn mit demselben

Händedruck, und siehe! auch ihr öffnete sich das streng behütete Gemach des wunderthätigen Rabbi.

Die kleine Chaike versuchte, rasch wie ein Wieselchen, mit ihr hineinzuschlüpfen, aber schon hatte sie der andere Chasside beim Aermel erwischt. „Wo willst Du hin?" — „Zum Heiligen" — „Du hörst, daß er betet" — „Ich sehe, daß Ihr Geld nehmt, von Jenen, die Ihr einlaßt. Ich dachte, der Zadik verwaltet sein Amt aus Liebe und Gottes wegen?"

„So ist es," erwiderte der bleiche Chassid, ohne nur eine Miene zu verziehen, „aber für den Sünder gibt es nur ein Mittel, sich auszusöhnen mit Gott, und das ist, dem Zadik, seinem Erwählten, Geschenke zu bringen. Der Zadik ist der Ruhesitz Gottes. Niemand soll mit leeren Händen seine Schwelle übertreten, sagt der Sepher hamidoth."

„Ich bringe ein Geschenk," sagte Chaike recht furchtsam.

„Was bringst Du?"

Sie zog die Pantoffel hervor. „Pantoffel bringt sie und will vor den Zadik treten," sagte der Thürsteher spöttisch. „Pantoffel bringt sie," rief der zweite, den Oberleib hin und herwiegend, „und will Gnade finden vor Gott." — „Pantoffel bringt sie," staunte es draußen, wo andere Chassiden Wache hielten.

Während dieses Gesprächs stand Lubina in der Thüre, die Klinke in der Hand. Sie gab jetzt rasch auch dem zweiten Thürsteher eine Banknote und flüsterte: „Die Frau geht mit mir."

„So geh denn hinein mit Deinen Pantoffeln," lächelte der bleiche Chassid.

Als Lubina mit hochklopfendem Herzen in das Heiligthum eintrat, bemerkte sie zuerst einen Greis von etwa achtzig Jahren, mit weißem gelockten Haare und langem weißen Barte, welcher auf einem sehr niederen türkischen Diwan ausgestreckt lag. Er war vollkommen schwarz gekleidet, von zartem Körperbau, und hatte milde, freundliche Züge. Ohne die Chassidim, seine Schüler, welche ihn hager und bleich, mit unheimlich glühenden Augen umstanden, oder die fremden Menschen, von denen das Gemach erfüllt war, zu beachten, las er in einem großen, in schmutziggelbes Leder gebundenen alten Buche, dem Sohar.

Lange Zeit herrschte tiefe Stille in dem Gemache, dann flüsterte einer der Chassidim seinem Meister einige Worte in das Ohr und führte zugleich einen Mann, einen schlicht gekleideten Juden, vor denselben. Der Zadik schlug die großen, hellen, seltsamen Augen zu dem Hilfesuchenden empor und fragte mit tiefer, leise bebender Stimme: „Was führt Dich zu mir?"

„O! Zadik!" begann der Jude seufzend, „groß ist Dein Name und der Ruhm Deiner Heiligkeit und Deines Ansehens bei Gott geht durch alle Länder!"

„Sprich nicht von mir," unterbrach ihn der Wunderrabbi sanft, „sprich von Dir."

„Fern aus Ungarn bin ich zu Dir gekommen, großer Rabbi," fuhr der Jude fort, „ich habe ein krankes Kind, alle Aerzte weit und breit habe ich berufen, keine Hilfe! keine Hilfe!"

„Was kann ein Arzt helfen! Hast Du richtige Arbakanfet?" unterbrach ihn der Zadik.

„Gewiß, Du Gerechter, gewiß hab' ich sie!" erwiderte der bedrängte Vater.

„Führe das Kind zu mir."

„Woher weißt Du, daß ich es hier habe?" fragte der Jude überrascht.

„Ich weiß es, das sei Dir genug, bring' es herein."

Der Jude verschwand für einige Augenblicke und brachte das Kind aus dem Vorzimmer herein. „Her zu mir!" rief der Zadik. Der Vater führte sein Kind, das leise zu weinen begann, zu dem heiligen Greise hin, dieser betrachtete es lange, legte ihm dann die Hände auf das Haupt und begann, die Augen gegen den Himmel erhoben, Gebete zu murmeln.

Mit einem Male aber schienen ihn Konvulsionen zu fassen, sein Leib krümmte sich, seine Lippen bebten, die Augen begannen zu verglasen und ein schmerzvolles Aechzen entrang sich seiner Brust. Plötzlich schrie er gellend auf und stieß Niemandem verständliche kabbalistische Worte aus, Alle schraken zusammen, sogar seine Schüler neigten, die Arme über die Brust gekreuzt, ihre bleichen Gesichter entsetzt zur Erde. Dann schien der fromme Mann einige Zeit in tiefem Schlummer zu liegen, endlich richtete er sich auf, blickte um sich und sagte dann zu dem Vater des kranken Kindes: „Ihr könnt getrost gehen, Gott wird helfen." In demselben Augenblicke glitt ein seliges Lächeln über die abgehärmten Züge des kranken Kindes und der erfreute Vater legte, nachdem er die herabhängende Hand des Rabbi geküßt, einige Silbermünzen auf ein Tischchen, das seitswärts stand, und entfernte sich.

Nun trat ein kleiner, feister, gutaussehender jüdischer Kaufmann aus der benachbarter Kreisstadt an das Lager des frommen Mannes. „Du hast Unglück im Handel,“ begann der Zadik mit einem seltsamen Lächeln.

„So ist es, Zadik, aber wie ist Dir dies bekannt geworden,“ stammelte der Kaufmann verblüfft.

„Wie kann Gott einem helfen, der Tfillin trägt, die so possel sind!“ rief der Heilige. Erschreckt zog der Mann seine Gebetriemen hervor, der Zadik besah dieselben und warf sie dann verächtlich zu Boden. „Gib ihm, Simeon,“ befahl er, „gib ihm Tfillin, wie das Gesetz vorschreibt. Ja, so seid Ihr, Alle seid Ihr so! Ich tödte meinen Leib, ich hungre, ich friere, ich wälze mich in der grimmigen Winterkälte im Schnee, und in der grausamen Hitze des Sommers auf Dornen, Alles für Euch, Alles damit es mir möglich ist, mich im Gebete mit Gott zu vereinigen und den Satan zu besiegen. Ihr aber sündigt täglich und beleidigt Gott. Gib ihm Tfillin, Simeon.“

Einer seiner Schüler beeilte sich, die Gebetriemen zu bringen, um sie, nachdem der heilige Mann sie geprüft hatte, dem Kaufmanne einzuhändigen, der seine Steuer erlegte, und dann, auf das höchste erstaunt über das Wissen des Heiligen, das Gemach verließ. Ihm folgte eine bleiche Frau, welche in dem blausammtenen Kaftan und mit dem kleinen Perlendiadem auf den reichen schwarzen Flechten, Hals und Arme mit Geschmeide beladen, eine Fürstin Asiens zu sein schien. Sie flüsterte einige Zeit mit dem Zadik, auf einmal schrie dieser ärgerlich auf: „Deine verderbliche Eitelkeit ist schuld daran, schneide Dir Dein Haar ab, wie es geboten ist, und Dein

Mann wird Dir treu sein. Wer das Gesetz verletzt, muß es auch dulden bei den anderen." Der Zadik gab der armen Frau, welche purpurroth geworden war, noch ein Pergament mit kabbalistischen Zeichen auf der Brust zu tragen und verabschiedete sie mit einem gnädigen Kopfnicken.

Es kam dann an die Reihe der muthige, koschere Fleischhauer Enoch Regenbogen, welcher sich, ein Goliath des neuesten Testaments, mit seinen zwei Söhnen Simeon und Klein Benjamin, Beide von gleich robuster Konstitution, vor dem Diwan des frommen Mannes aufpflanzte. Schüchtern folgte diesen Dreien ein Vierter, ein kleines Männchen im bouteillengrünen verschossenen Talare, mit zwei Schmachtlöckchen an den Schläfen, welcher sich verlegen lächelnd in bescheidener Entfernung hielt.

„Was soll ich mit Euch?" begann ärgerlich der Zadik.

„Richten sollst Du, Gerechter! Licht Israels! Krone des Weltalls! Du, um den geflügelte Engel stehen! richten sollst Du zwischen mir und meinem Schwager hier!" rief der koschere Fleischhauer mit seiner Trompetenstimme von Jericho, und zerrte den Bouteillengrünen hervor, „ich verlange Gerechtigkeit für mich und Strafe für ihn. Sieh' meine Söhne, großer Zadik, diese beiden jungen Riesen, die Gott der Gerechte zu seiner Freude erschaffen hat, mein Schwager, welcher in seiner Bosheit vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen nur sinnt, mir Schaden zu stiften und Unheil — er hat sie mir verzaubert mit Hilfe des Satans und taubstumm gemacht."

„Was hast Du dagegen zu sagen?" wendete sich der greise Richter zu dem Beklagten.

„Ich? — was soll ich dazu sagen?“ lächelte der Bouteillengrüne, „weißt Du doch selbst, was Du von der Sache zu urtheilen hast. Seit Jahren bin ich mit meinem Schwager in Hader, das ist richtig, — aber hätte ich die Macht, die Menschen stumm zu machen, glaub' mir, weiser Mann, ich hätte zuerst meinem Schwager die Sprache genommen, den seine böse Zunge ist allenthalben gefürchtet.“

Der Zadik nickte, während alle anderen Anwesenden laut zu lachen begannen. „Geht und haltet Frieden, dies ist das Beste, was ich Euch zu sagen habe, geht! Du aber bete zu Gott, Enoch Regenbogen, so sollen Deine taubstummen Söhne noch Segen bringen Dir und der Gemeinde.“

Endlich war die Reihe an die bebende Lubina gekommen. Als der Zadik das schöne Weib in dem grünsammtenen Kaftan, Hals und Haare mit echten Perlen und Steinen geschmückt, mit dem sanften Schritte eines Rehes an sein Lager treten sah, winkte er Allen, die im Gemache waren, dasselbe zu verlassen. „Diese Frau hat mit mir allein zu sprechen,“ sagte er.

Als die Beiden sich ohne Zeugen gegenüber sahen, sagte der Zadik leise:

„Du bist eine Christin, und zwar vornehmen Standes, wie soll ich Dir rathen und helfen, wenn Dir der rechte Glaube fehlt!“

„Ich glaube an Gott so wie Du, und glaube an Deine Macht, gerechter, frommer Mann,“ entgegnete die Edelfrau rasch.

„Alle Welt kommt in mein Haus,“ fuhr der Wunder-

mann fort, „Katholiken, Protestanten, Griechen, Armenier so wie Juden. Ich habe allerdings Viele durch meine Fürbitte gerettet, aber ich bin nicht Gott, meine Kraft ist ebenso gering, wie die seine groß ist und ohne Grenzen. Alles was ist, ist durch Gottes Willen, Alles was geschieht, geschieht durch Gottes Rathschluß, aber das Gebet eines Frommen kann Mißgeschick abwenden. Ich weiß, was Dich herführt, Du hast einen Mann erwählt ohne Liebe —"

Lubina nickte.

„Einen älteren Mann," sprach der Zadik weiter, „und Gott hat Dich bisher nicht mit Kindern beschenkt. Wenn Du mir glaubst, so thue wie ich Dir sage: Geh' hin und liebe Deinen Mann, so wie er es verdient, und Dein heißester Wunsch wird erfüllt werden. Alle Deine Wege werden lieblich, werden Friede sein, und Du wirst ein Baum des Lebens sein Allen, die Dich erfassen. Ich werde Dich in mein Gebet schließen, geh' mit Gott, Christin!"

Lubina ergriff die Hand des frommen Greises, sie war so bewegt, daß sie dieselbe küssen wollte, er aber zog sie lächelnd zurück, dann legte sie mehrere Goldstücke auf das Tischchen, auf dem die Anderen ihre kleinen Gaben niedergelegt hatten, und entfernte sich leichteren Herzens als sie gekommen war.

Rasch schlüpfte jetzt die arme kleine Chaike hinein und überreichte zitternd, der Sprache nicht mächtig, dem heiligen Mann die Pantoffel. „Was soll ich damit?" murmelte er, zuckte die Achseln und warf sie vor ihre Füße hin, „ich brauche Deine Gaben nicht, Gott hat Dich schwer

genug heimgesucht, aber ich sehe schon den Sonnenschein kommen über Dich, geh' hin in Frieden."

*
* *

Als Lubina nach Hause kam, war ihr Mann bereits aus Lemberg zurück. Es blieb ihr also nichts übrig, als ihm zu gestehen, daß sie, gleich vielen Anderen, zu dem wunderthätigen Rabbi von Sadagóra gepilgert war. Polawski nahm, wider Erwarten, ihre Eröffnung vollkommen ruhig, ja ohne jede Bemerkung auf. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Endlich faßte er liebevoll die Hand seiner jungen Frau und begann mit einem Ton, der aus dem tiefsten Herzen kam: „Ich will nicht, daß Du büßen sollst, wo ich gefehlt habe — es war Unrecht von mir, Dich zum Weibe zu begehren, und wenn es eine Entschuldigung dafür gibt, so suche sie in meiner unendlichen Liebe zu Dir. Du aber liebst mich nicht, Lubina, ich weiß es, Du bist nicht glücklich, sonst wärst Du nicht nach Sadagóra gegangen, und so will ich Dir Deine Freiheit zurückgeben, wir wollen als gute Freunde auseinandergehen."

Lubina sah ihren Gatten lange schweigend an, ein maßloses Staunen malte sich in ihren schönen Zügen. „Du willst Dich also von mir trennen," stammelte sie endlich, „und für immer?"

„Für immer," wiederholte ihr Mann mit einem traurigen Lächeln.

„Weil Du mich nicht mehr liebst!" murmelte sie.

„Nein, Lubina, weil ich Dich mehr liebe, als mich selbst, mein Glück, mein Leben," erwiderte ihr Gatte mit

edler Festigkeit, „und Alles hingeben will, nur um Dich zufrieden zu sehen.“

„Nein! Nein!“ schrie das schöne junge Weib auf, „ich lasse nicht von Dir, ich kann Dich nicht lassen, denn ich liebe Dich. In diesem Augenblicke weiß ich es erst, wie sehr ich Dich liebe!“ Sie warf sich lachend und weinend an seine treue Brust und ihre Arme nahmen ihn aufs Neue gefangen, diesmal für immer. — — —

Mehr als ein Jahr war vergangen seit dem Besuche Lubina's bei dem wunderthätigen Rabbi. Da trat eines Tages bei diesem ein junges, schönes, glückliches Weib ein — ihr erstes Kind auf dem Arme, das seltsamer Weise, statt vor dem Greise und seinem langen weißen Barte zu erschrecken, demselben lächelnd seine Händchen entgegenstreckte. Und auch der Rabbi lächelte, nahm das Kind, hob es empor und betrachtete es lange.

„Sei weise,“ sprach er dann, „sei gerecht und vor Allem sei gut, der Himmel segne Dich.“

*
*   *

Der Sonnenschein, den der Zadik über die arme Chaike kommen sah, ließ indeß auf sich warten. Als sie von Sadagóra zurückkamen, gab ihr Lubina zwei neue Dukaten, diese blitzten nun allerdings herrlich, aber das war noch kein Sonnenschein, höchstens ein ganz kleiner Sonnenstrahl, der sich in das armselige Stübchen der Guten verirrt hatte, um gleich wieder zu verlöschen. Sie kaufte dafür zu essen für ihre Kinder, und kaufte Kerzen, den Sabbath würdig zu feiern, der eben im Anzuge war.

„Hat der heilige Mann gehabt eine Freude mit den

Pantoffeln,“ war das Erste, was sie zu der kleinen Esterka sagte, „gleich hat er sie genommen an seine eigenen Füße und hat Dich gesegnet, mein Kind.“ Esterka strahlte vor Glückseligkeit. Als Alles bereitet war, saßen sie auf der Schwelle des kleinen Gewölbes und erwarteten den Abendstern. Es war eine recht traurige Stunde für die arme Chaike. „Wir wollen noch zusammen feiern das Fest,“ sagte sie nach langem qualvollen Grübeln zu ihren Kindern, „dann werden wir müssen auseinandergehen. Ich habe kein Geld, Waare zu kaufen, und kein Mensch gibt mir mehr was ohne Geld, wie sollen wir also leben? Ich werde Baruch geben in die Lehr’ zu einem Kaufmann und Esterka zu einer Frau, die Kleider macht, und Israel wird bleiben hier bei dem braven Jainkew Maimon und ihm helfen in der Schenke die Gäste bedienen. Ich aber werde gehen in Dienst.“ Sie war entschlossen, sich ihrer Schwägerin zu verkaufen als Dienerin, als Sklavin.“

„Soll denn keine Rettung sein, Mam?“ fragte Baruch, der die Finger in seinen schwarzen Locken vergraben hatte. „Rettung? ich wüßte nicht,“ murmelte Chaike, „es müßte nur der Prophet Elias sich unser erbarmen.“

„Der Prophet Elias?“ wiederholte Esterka, „wie soll der helfen, Mam?“

„Weißt Du nicht,“ sprach Baruch, „daß er ewig lebt und ewig wandert, überall ist und nirgends, die Thaten der Menschen zu sehen? Er neckt und züchtigt die Bösen, und beschützt die Frommen und Tugendhaften. Warum soll er unserer Mutter nicht helfen? Es gibt im Talmud gar wunderbare, drollige und schöne Geschichten zu lesen von ihm. Weßhalb stellt man am Sabbathabend einen

Becher für ihn auf, als weil er die guten Menschen an diesem Tage besucht, unsichtbar oder in einer menschlichen Gestalt, die er annimmt.

„So stellen wir heute einen Becher auch für ihn," sprach die kleine Esterka.

„Gut hast Du gesprochen, mein Kind," rief Chaike, ging hinein in die Schenkstube, kaufte für ihr letztes Geld Wein, goß davon in einen großen Becher und stellte ihn ganz oben auf den Tisch für den Propheten Elias. Schon stand der Abendstern groß und ruhig, in seinem bläulichen Lichte zuckend, am Himmel.

„Sabbathanfang," rief Baruch, und die Kinder gingen hinein, wo der Tisch gedeckt war und der Kronleuchter festlich brannte und sprachen das Gebet. Dann setzten sie sich Alle zum Tische, auf dem der Fisch süß duftete in der braunen Rosinensauce und ein großer Stritzel*) lag, der Platz oben aber blieb frei für den Propheten Elias.

„Ob er kommen wird?" flüsterte Esterka. „Er ist vielleicht schon hier," sagte Baruch, „und deßhalb wollen wir ihn bitten, daß er uns erlöst aus Noth und Schande." Sie begannen alle andächtig zu beten. Da ging mit einem Male die Thüre auf und ein hoher kräftiger Greis in zerrissenem Gewande, mit wirrem weißem Haar und Barte, auf einen Stock gestützt, erschien auf der Schwelle und blickte lächelnd in die Stube. „Wollt Ihr einen Mann aufnehmen zur Sabbathfeier," begann er mit einer Stimme,

*) Ein Gebäck in der Form unserer Weihnachtsstollen, jedoch ohne Rosinen und Mandeln, das von den Juden am Sabbath statt des Brodes genossen wird.

die seltsam das Herz ergriff, „der sich aus großer Liebe zu Gott sogar den Genuß des Erlaubten versagt und Buße thut für die Sünden Aller, der die ganze Woche keine Speise berührt hat und wandernd, von einem Ort zum andern, unter Gottes freiem Himmel die Nächte zugebracht hat, betend und fastend?“

„Komm' herein frommer Mann und iß mit uns,“ gab Chaike zur Antwort.

„Wie ich sehe, habt Ihr schon gedeckt für mich,“ sprach der Greis, „Gott segne Euch.“ Er schloß die Thüre, stellte seinen Wanderstab in einen Winkel und setzte sich zu ihnen, er aß mit ihnen und trank auch aus dem Becher, den sie aufgestellt hatten für den Propheten Elias.

Als sie gegessen hatten, rief der alte Mann Baruch zu sich, hielt ihn bei der Hand und blickte ihm freundlich in die leuchtenden klugen Augen. „Soll ich Dich prüfen?“ fragte er. „Prüfe mich, und prüfe mich recht strenge,“ erwiderte der Knabe.

„Nun, Kind, was weißt Du von der Größe Gottes?“

„Ich weiß, was der Engel Metatron dem Rabbi Ismael davon erzählt hat.“ „Ich will die Größe des heiligen und gebenedeiten Gottes, die allen Geschöpfen unbekannt ist, Dir offenbaren,“ sprach er zu ihm. „Seine Fußsohlen erfüllen die ganze Erde. Die Höhe derselben beträgt 30,000 Meilen, von den Fußsohlen bis zum Knöchel sind es 100,000,000. Sein Bart ist 11,500 Meilen lang.“

„Genug davon, ich sehe, daß Du es weißt. Nun sage mir, ist es wahr, daß die Erde sich bewegt?“

„Gewiß ist es wahr, denn es steht geschrieben im Sohar: Die Erde bewegt sich wie eine Kugel. Es gibt

Plätze auf der Erde, wo es zu der nämlichen Zeit heller Tag ist, wenn anderwärts dunkle Nacht herrscht."

„Genug davon, sag' mir aber, was ist Gott?"

„Gott ist Alles und Gott ist nichts von dem, was nicht Gott ist. Denn aus Nichts kann kein Wesen entstehen. Was ist, muß seinem Wesen nach von Ewigkeit sein oder es war nicht. Das Wesen aber, das von Ewigkeit da war, kann nicht der Stoff sein, der wandelbar ist und unaufhörlich seine Form ändert, er ist unerschaffen, ewig, sich selbst bestimmend und ist der einzige Ursprung Alles Vorhandenen. Dieses aber ist aus dem unendlichen Wesen ausgeflossen. Gott ist Alles, weil nichts ist was nicht allein von ihm käme, Gott ist nichts von dem was nicht Gott ist, weil die Welt nur ein Schleier ist, der seine über Alles erhabenen Eigenschaften durchblicken läßt, Gott selbst aber nicht die Natur ist, sondern über ihr steht."

„Weßhalb ist die Zahl sieben heilig?"

„Weil sie die Zahl der Schöpfungstage ist, weil die Welt durch sieben Planeten regiert wird und die Sonne immer im siebenten Monat ihren Gang ändert, weil der siebente Tag geheiligt ist als Ruhetag, weil das siebente Jahr ein Erlaßjahr und das siebenmal siebente ein Jubeljahr sein soll. Die Zahl sieben ist schon darum ausgezeichnet, weil sie keine Mutter hat, auch hat sie keine Kinder."*)

*) Sie hat keine Mutter, nach der kabbalistischen Anschauung, weil sie so wie Eins und Drei nicht durch eine Multiplikation hervorgebracht wird, und sie hat keine Kinder, das heißt mit sich oder mit einer anderen Zahl multiplizirt, gibt sie keine einfache Zahl zum Produkt.

„Gut, mein Kind, gut," sagte der Greis sanft mit dem Haupte nickend, „Mutter, Du wirst Freude erleben an diesem Knaben, er wird ein rechter Bachur werden und wird ein weiser Rabbi sein, er wird sein wie Rabbi Jehuda Hakadosch."

„Wer war das?" fragte Chaike.

„Du kennst ihn nicht, Frau? Er war der weiseste Mann und auch der beste, er hat die Mischna*) niedergeschrieben und er ist es, von dem der Talmud sagt: Wenn der Messias einst lebendig war, so war es Rabbane Hakadosch." Noch einige Zeit saßen sie und sprachen, dann gingen sie zur Ruhe und der fromme Greis hielt bei Ihnen seine Nachtruhe, und er blieb bei ihnen auch den folgenden Tag bis zum Ausgange des Sabbath. Er saß bei ihnen und aß mit ihnen, prüfte den Knaben und lehrte ihn, indem er die Thora aufschlug auf seinen Knieen und erklärte. Es war ein wahrer Sabbath für sie alle, die Neschamah Jethrah, die Sabbathseele, war lebendig in ihnen, und sie genossen einen Tag des Wohlmuthes, der Ruhe und Freude. Die Kerzen auf dem Kronleuchter brannten, bis sie von selbst verlöschten, was erst mit Anbruch des Abends geschah, als der Abendstern groß und ruhig, in seinem bläulichen Lichte zuckend, am Himmel stand.

„Nun wollen wir die Habdalah**) beten," sprach der Greis, „da der Sabbath sich zum Ende neigt." Er trat an den Platz, den sonst der Hausvater einnimmt und

---

*) Doppellehre.

**) Das Gebet beim Scheiden des Sabbaths.

sprach laut, mit seiner wundersamen Stimme, die etwas Ueberirdisches an sich hatte, das Gebet, dann segnete er den Wein, von dem der Becher überströmte, als Sinnbild des Ueberflusses, und verlöschte die Wachskerze, welche auf dem Tische brannte, in dem übergegossenen Weine. Dann nahm er die Gewürzbüchse, roch daran und reichte sie den anderen als Stärkung für die entflohene Sabbathseele, denn mit dem Ende des Sabbaths beginnen Sorge und Plage von Neuem und die einsame Werktagsseele fühlt sich geschwächt und bedarf der Labung. Dann wuschen sie sich alle mit dem Weine, indem die Wachskerze gelöscht wurde, Augen und Taschen, damit das Auge klar sei und in die Taschen Segen strömen möge in der kommenden Woche, und zuletzt stimmte der Greis das wohlbekannte uralte Lied an:

„Gott Abrams, Isaks und Jakobs!
Behüt' Dein Volk Israel zu Deinem Lob.
Da der liebe Schabbes geht dahin,
So soll die Woche wieder kommen,
Uns zum Glück und allen Frommen
Zum Heil und Segen, und Gewinn!"

Dieses Lied wiederholten sie dreimal, und Chaike zündete dann die Lampe an, um den Sabbath mit Beleuchtung fortziehen zu lassen, so wie er empfangen wurde. Dann stand der Alte von seinem Sitze auf und ergriff den Wanderstab.

„Willst Du schon fort?" fragte Baruch.

„Ich muß, mein Kind, denn es ist Gottes Wille, daß ich wandere," sprach der Greis, segnete die Kinder und segnete ihre Mutter. „Bleibt Alle gut und fromm," sprach er, „denn das Leben vergeht wie der Schemen im

Wasser, des Gerechten Pfad aber glänzet wie ein Licht. Sei fleißig Weib, ein fleißig Weib ist die Krone ihres Mannes."

„Ach! mein Mann ist fortgegangen," seufzte Chaike, „und kommt nicht wieder."

„Wer sagt das?" rief der Alte, „Dein Mann heißt Baruch Koreffle Rebhuhn, heißt er nicht so?"

„Ja, so heißt er."

„Ich sage Dir, Dein Mann wird wieder kommen und mit ihm wird kommen das Glück. Ich habe es Dir gesagt. Gott gebe Dir den Frieden!" Er nickte noch einmal mit dem schneeweißen Kopfe und ging, sie sahen ihn noch zwischen den Kornfeldern wie einen Schatten, und dann war er mit einem Male verschwunden.

Nicht lange nachdem er fortgegangen war, klopfte es an die Gewölbthüre, und als Chaike sie ein wenig öffnete, schlüpfte durch die Spalte ein kleines hageres Männchen mit wachsgelbem Gesicht und schwarzen Schmachtlöckchen, in einem bis zum Boden reichenden rosafarbenen Talar schlotternd. Chaike betrachtete ihn erstaunt. „Kennst Du den Schalmon Jarmurek Atlaß nicht mehr," sang das Männchen in der höchsten Fistel durch die Nase, „der doch ein Freund war Deines Tate, dem Gott soll geben die ewige Ruhe."

„Ich kenne Dich, aber ich erstaune, daß Du kommst in das Haus der Verfluchten."

„Warum soll ich nicht kommen, wenn zu machen ist eine Meiße," fistulirte das Männchen weiter, „und es ist ein gutes Zeichen an diesem Abend nach der Habdalah zu machen ein Geschäft." Chaike lächelte schmerzlich. „Ich

weiß, daß es Dir geht recht schlecht," fuhr Schalmon Jarmurek Atlaß fort, „ich weiß es, aber vier Augen sehen mehr als zwei und vier Hände können mehr verdienen als zwei. So wollte ich machen einen Vorschlag. Meine Frau ist fortgelaufen mit einem Rittmeister von die Husaren, hab' ich ihr geschickt den Scheidebrief, und wenn es Dir recht ist, so möcht' ich Dich nehmen zur Frau, Chaike Wieselchen Rebhuhn, was sagst Du dazu?"

Chaike blickte halb erschrocken, halb spöttisch von der Seite auf den sonderbaren Freier. „Weiß ich doch nicht, ob mein Mann lebt oder ob er ist todt, wie soll ich wieder heirathen."

„Dein Mann ist verwandelt in einen Esel, so Du weißt."

Chaike schüttelte den Kopf. „Der Prophet Elias war bei mir, als ein alter Schnorrer," sagte sie, „und hat mir verkündet, daß mein Mann wird wiederkommen."

„Das Unglück hat sie gebracht um den Verstand," lamentirte Schalmon, „aber wenn Du schon Dein Glück mit Füßen willst treten und einen Mann nicht nehmen, wie Schalmon Jarmurek Atlaß ist, ein feiner Mann, so sag an, wie ich Dir könnte helfen, Chaike Wieselchen, denn ich will Dir helfen, so wahr ich Deinem Tate Freund war."

„Wie willst Du helfen," murmelte Chaike, das rosenfarbene Männchen mitleidig betrachtend, „bist Du doch selbst ein armer Jud, mir ist nur zu helfen, wenn ich kann Waare bekommen zu meinem Geschäft."

„Wenn Du nicht Waare kannst bekommen," fistulirte der Rosenfarbene, „so kannst Du doch bekommen Geld zu kaufen die Waare. Ich weiß in Kolomea einen feinen Mann, der wird geben das Geld auf einen Wechsel."

„Er wird geben, wenn ich hab einen reichen Giranten, aber den hab ich nicht," seufzte die arme Chaike.

„Ich weiß was," sprach Schalmon, indem er ganz nahe zu ihr hintrippelte, sich umsah und dann seinen fuchsfichten Bart zu ihrem Ohre neigte, „in Sadagóra ist ein reicher Hausherr, der nennt sich so wie ich: Schalmon Atlaß und der macht ein Geschäft daraus, zu giriren die Wechsel für Andere. So will ich hingehen mit Dir zu dem feinen Manne in Kolomea, der sich Schamnai Feiglstock nennt und will ihm sagen, daß ich bin der Schalmon Atlaß, wird er glauben, ich bin der reiche Atlaß und wird geben das Geld."

„Aber das wäre ein Betrug," sagte Chaike.

„Wird er geben das Geld," fuhr Schalmon fort, als hätte er die Worte der armen Chaike überhört, „wirst Du schreiben 100 Gülden, wird er geben 90 Gülden auf ein Monat, und Du wirst geben dem armen Schalmon 5 Gülden, für daß er girirt den Wechsel."

„Das wäre ein Betrug," wiederholte Chaike.

„Wie heißt ein Betrug? wirst Du kaufen Waare, wirst Du verkaufen die Waare und wirst ihm bringen das Geld. Wie macht es etwa der Enoch Regenbogen mit seine Söhn'. Hat ihm der Zadik von Sadagóra prophezeit, daß er wird haben Glück. Soll sein die Rekrutirung, wird er stellen seine taubstummen Söhne für Anderer Kinder vor die Kommission, daß sie werden frei und wird verdienen ein schönes Geld.*) Wie heißt Betrug, wo man verdient was dabei?"

*) Der Fall ist in Galizien wirklich vorgekommen.

„Ich will mir überlegen," sagte endlich Chaike.

„Gott! was will sie überlegen? das Weib hat verloren den Verstand!" schrie Schalmon und sprang wie ein Bock in dem kleinen Gewölbe umher. „Wai geschrien! Wai geschrien!"

„Was willst Du überlegen, Mutter?" sprach der kleine Baruch, „kommt doch jetzt bald die Hasara-Raba-Nacht, da kannst Du fragen und wirst Antwort bekommen, ob Du wirst Glück haben oder nicht bei dem Geschäft."

„Der Knabe spricht wie ein Bachur," staunte Schalmon, „hör' auf den Knaben und thu die Frage thun in der Hasara-Raba-Nacht." Damit schlüpfte er hinaus durch die Spalte der Thüre.

Es kam in wenig Tagen das Neujahrsfest. Da ging Chaike am ersten Tage mit ihren Kindern das Taschtich beten, aber nicht mit den anderen, sondern nach dem Abendgebet gingen sie zu einem Teiche, der einige hundert Schritte von der Schenke des Maimon entfernt war, weil in dem Teiche viele Fische waren wie es das Gesetz vorschreibt, und sprachen dort das Taschtichgebet, und als sie dreimal gebetet hatten: „Versenke unsere Sünden alle in die Tiefen des Meeres!" leerten sie aus ihren Taschen Brosamen, Staub und was sonst darin war in das Wasser, und damit zugleich ihre Sünden*), dann schnitt Chaike ein Büschelchen Haare ab von ihrem Scheitel und warf es gleichfalls in das Wasser und sprach: „Versenke meine Sünde, die ich thun werde, in die Tiefen des Meeres."

---

*) Dieser religiöse Brauch gab im Mittelalter Anlaß zu dem Verdachte, daß die Juden die Flüsse vergiften.

Es ging der Versöhnungstag vorüber und kam das Laubhüttenfest. Sie bauten eine Laube aus grünen Zweigen hinter dem Hause und saßen den ganzen Tag in der Laube und auch einen Theil der Nacht. So kam die siebente Nacht des Laubhüttenfestes, die Hasara-Raba-Nacht.

Als der Mond sich hell und scharf in den schwarzen Himmel zeichnete, zupfte der kleine Baruch die Mutter leise, ganz leise, beim Aermel. „Willst Du nicht fragen?“ flüsterte er. „In Gottes Namen, will ich es thun,“ gab Chaike zur Antwort, stand auf und ging langsam über die Wiese, bis auf den grünen Hügel, den der Mond mit seinem silbernen Lichte erhellte. Dort stand sie, betete und trat dann gegen den Mond, um ihren Schatten zu sehen, und sie sah, daß er vollständig auf den grünen Rasen gezeichnet war und scharf wie aus schwarzem Papier ausgeschnitten, ein schönes Schattenbild, und sie sah, daß kein Körpertheil fehlte, das war ein gutes Zeichen, das ihr die Hasara Raba gab. Aber sie war nicht zufrieden damit, sie ging weiter zum Teiche, in dem der Mond sein holdes Antlitz spiegelte und blickte in das Wasser, und sie sah ihr Schemen in keiner Weise verzerrt, sondern rein und schön wie das Abbild des leuchtenden Mondes. Auch das war ein gutes Zeichen und es war das zweite, das ihr die Hasara Raba gab. Aber auch damit war sie nicht zufrieden. Sie kehrte zurück zu ihrem Hause, nahm eine Wachskerze, zündete sie an und stellte sie in die Laube, zu sehen ob sie verlöschen werde. Sie verlosch aber nicht, sondern brannte hell bis zum Morgen, bis sie ausgebrannt war. Auch dies war ein gutes Zeichen

und es war das dritte, das ihr die Hasara-Raba-Nacht gab, und jetzt gab sie sich zufrieden und sagte zu den Kindern: Ich werde machen das Geschäft mit Schalmon Jarmurek Atlaß, denn ich habe gestellt in der Hasara-Raba-Nacht dreimal die Frage und habe dreimal gute Antwort erhalten.

Am ersten Tage nach dem Laubhüttenende in aller Frühe schon kam das wachsgelbe Männchen im rosenfarbenen Talar und zwinkerte von Weitem schon mit den listigen Aeuglein. „Nun gehen wir?“ fragte es mit der Zunge schnalzend.

„Ja, wir wollen gehen,“ sagte Chaike. Sie setzten sich also zusammen in ein kleines Wägelchen, das Schalmon gehörte und fuhren nach Kolomea. Der reiche Feiglstock machte zuerst große Augen, als Chaike ihn bat, ihr neunzig Gulden zu geben auf einen Wechsel, und steckte seine fetten Hände in den schwarzen Gürtel.

„Wenn ich will geben das Geld,“ sagte er endlich nach vielem Zureden und Bitten, „wer wird geben ein Giro, daß ich Sicherheit hab?“

„Ich habe einen Mann, der wird geben sein Giro,“ erwiderte Chaike.

„Ist es auch ein guter Mann?“

„Es ist ein guter sicherer Mann, ich will ihn bringen.“ Chaike ging fort und kehrte nach einiger Zeit mit dem rosenfarbenen Männchen zurück, das seine mageren knochigen Finger in dem schwarzen Gürtel stecken hatte, genau wie einer, der viel Geld hat, und seine Mütze aufbehielt im Comptoir des reichen Feiglstock. „Der muß

haben seine Matzes*)", dachte dieser, „weil er aufbehaltet die Mütze." Chaike wurde indeß das Athmen schwer. „Willst Du geben Dein Giro?" fragte Feiglstock. Jener nickte nur.

„Wie ist der Name?"

„Schalmon Atlaß," entgegnete das rosenfarbene Männchen ruhig, versäumte es aber nicht, in diesem entscheidenden Augenblicke um volle zwei Zoll größer zu werden.

Jetzt nahm Feiglstock seine Mütze ab. „Ist mir eine Ehre zu machen ein Geschäft mit Schalmon Atlaß," sprach er und bot dem vermeintlichen reichen Hausherrn seinen eigenen gepolsterten Stuhl an. Das rosenfarbene Männchen setzte sich ohne alle Umstände auf denselben und behielt auch jetzt seine Mütze auf. „Wie steht es mit der Gesundheit, Herr Atlaß, sehen eppes was schmal aus?"

„Es könnte besser gehen," sagte Schalmon herablassend, „aber die vielen Geschäfte, immer viel zu denken, Herr Feiglstock. Aber wollen wir schreibeu den Wechsel. Ich habe Eile."

„Ein Mann wie Sie hat immer Eile," bekräftigte Feiglstock mit einem zuvorkommenden Lächeln, „also wie viel soll ich geben?"

„Sie geben der Frau da neunzig Gülden auf einen Monat und sie schreibt hundert. So mache ich es immer."

„So machen wir es, wie Sie es machen immer, Herr Atlaß," erwiderte Feiglstock und begann gleich das Geld heraus zu zählen, während Chaike den Wechsel schrieb und der Rosenfarbene sein Giro auf denselben setzte. „Soll

*) Geld.

mich freuen bald wieder zu machen ein Geschäft," versicherte Feiglstock beim Abschied. „Soll mich auch freuen, Herr Feiglstock," gab Schalmon Atlaß würdevoll zurück. Er behielt diese Würde bei so lange Feiglstock ihnen nachzublicken im Stande war, als sie aber um die Straßenecke gebogen waren, schrumpfte er mit einem Male zusammen und faßte Chaike mit krampfhafter Hast beim Arme. „Wo sind meine zehn Gülden," begann er mit leiser Stimme, aber heftig spuckend durch die Nase. „Zehn Gülden? Hast Du doch gesagt fünf?" — „Wie?" schrie er jetzt auf, „fünf? soll ich gleich auf der Stelle sterben, wenn ich nicht hab' gesagt zehn!"

„Willst Du eine arme Frau zu Schaden bringen, Schalmon," sagte Chaike, immer ruhig, „hast Du kein Gewissen?"

„Recht sollst Du haben, hab' ich gesagt zehn, aber will ich nehmen fünf." Chaike gab ihm das Geld und bedankte sich bei ihm. „Nichts zu danken," sagte er, „aber zehn hab' ich gesagt, ich hab' wirklich zehn gesagt." Damit trennten sie sich.

Chaike ging zu einem christlichen Kaufmann, der sie kannte, und kaufte Waare, alles was sie nur brauchte. Das Herz lachte ihr nur vor Freude, als sie vor sich sah, was sie eingekauft hatte. Sie packte Alles zusammen in ein großes Bündel, hüllte es besorgt in grobe Leinwand ein, ängstlich, wie man nur ein Kind einwickeln kann, lud es auf den Rücken und verließ so die Stadt. Sie mußte zu Fuße nach Hause zurückkehren, denn Schalmon Atlaß, der in Tulawa wohnte, war in ganz anderer Richtung gefahren und konnte sie also nicht mitnehmen, vielleicht

wollte er auch nicht, nachdem das Geschäft gemacht war und er seine fünf Gulden im Gürtel hatte. Die kleine Chaike schleppte also ihr großes Bündel und keuchte unter demselben, ohne daß es ihr schwer erschien, sie dachte an alles Andere nur nicht an die Last, welche sie fast zu Boden drückte, sie dachte an ihre Kinder, von denen sie sich jetzt nicht mehr zu trennen brauchte, und sie dachte an ihren Mann, der wiederkommen sollte, wie ihr der Prophet Elias, in Gestalt eines alten Schnorrers verheißen hatte. So ging es leicht vorwärts, obwohl ihr der Schweiß herabströmte. Sie rastete von Zeit zu Zeit und ging dann wieder und sie ging rasch, denn sie wollte vor Anbruch der Nacht zu Hause sein. Als es Abend wurde, zogen schwere dunkle Wolken herauf und ballten sich über ihren Haupte drohend zusammen. Sie ging und ging immer weiter, ohne die Donnerschläge zu beachten und die Blitze, welche die schwarze, weithin ausgespannte Decke über ihr zerrissen, sie ging so rasch sie nur konnte, bis das Wasser zur Erde herabstürzte. Es war kein Regen, der niederkam, es war ein Wolkenbruch, der in Kurzem die Straße überströmt hatte. Es war nicht möglich, weiter zu gehen und auch nicht möglich umzukehren, die arme geängstigte Chaike blickte um sich, aber sie sah kein Haus, keinen Baum, nicht einmal einen Heuschober, unter dem sie ihr Bündel bergen konnte, denn sie dachte in der Gefahr nicht an sich, sie dachte nur ihre Waare zu retten. Endlich zeigte ihr ein greller Strahl, der über den Himmel herab zur Erde zuckte, in einiger Entfernung von ihr eine kleine hölzerne Brücke, die über einen Bach führte. Das gab ihr neue Kraft, sie begann zu laufen und kam glücklich an. Jetzt

stand sie bis über die Knöchel im Wasser unter dem schützenden Dache der Brücke. Der Bach schwoll mehr und mehr an, er stieg ihr rasch bis an die Kniee und von oben kam es wie ein Sprühregen durch die Ritzen der Balken, aber ihre Waare war in Sicherheit und sie athmete frei auf und lachte vor Freude, obwohl Kälte und Nässe sie heftig beben machten. So stand sie einige Zeit und sah das Wasser immer höher steigen, es umspülte schon ihre Brust und begann hinter ihr an dem Bündel zu lecken. Jetzt faßte sie die Angst, nicht die Angst zu ertrinken, nur die Verzweiflung ihre Waare zu verlieren, sie betete und schrie dabei laut, wie es ihr todter Vater einst in der Synagoge gethan hatte, und es war als fühlten die tobenden Elemente Erbarmen mit ihr, mit der die Menschen so wenig Erbarmen gehabt hatten. Es hörte mit einem Male auf vom Himmel herabzuströmen, nur ein leichter Regen rieselte noch herab, das Wasser sank ebenso rasch als es gestiegen war. Der Donner grollte nur mehr in der Ferne, einzelne Sterne traten friedlich glänzend hervor, und endlich fielen nur noch einzelne schwere Tropfen von dem Geländer der Brücke herab.

Chaike kam hervor, blickte um sich, dankte Gott und ging wieder vorwärts. Es war indeß dunkel geworden nur fernes Wetterleuchten erhellte manchmal die Gegend, aber sie kannte ja hier jeden Weg und Steg, die Gefahr war vorüber. Noch eine halbe Stunde, und sie sah das freundliche Licht blinken, das hinter dem kleinen Fenster ihres Stübchens brannte. Sie kam an, ein seliges Lachen auf dem grüngelben vergrämten Antlitz, und nahm sich nicht einmal Zeit, die Kinder zu begrüßen, das erste war

den Bündel öffnen und die Waare untersuchen. Als sie sah, daß nichts von Allem was sie gekauft hatte, nur im Geringsten beschädigt war, setzte sie sich erst nieder, jetzt war ihre Kraft zu Ende. Sie athmete schwer, und ein durchdringender Frost schüttelte sie. Baruch sprang hinüber, den braven Schenkwirth Jainkew Maimon zu holen. Als er hereinkam, deutete Chaike auf die Waare, die ausgebreitet umherlag und lächelte, dann fiel sie vom Sessel.

Man riß ihr die nassen Kleider vom Leibe und brachte sie zu Bett. Jainkew kam mit einem Glühwein, wie sie ihn einst beim Regimente gebraut hatten, und zwang sie, denselben zu trinken. Sie erwärmte sich zwar, aber sie sprach die ganze Nacht aus dem Schlafe, wirres angstvolles Zeug, schrie und betete und weinte. Und als der Morgen kam, lag sie in einem starken hitzigen Fieber. Einen Arzt zu holen war kein Geld da. Wozu auch einen Arzt? Jainkew Maimon war ja mit den Uhlanen in Mantua gelegen, wo das Fieber so furchtbar geherrscht und einen Kameraden nach dem anderen weggerafft hatte, für ihn war es ein guter alter Bekannter, er fürchtete sich vor dem Fieber nicht. Er fehlte vielleicht nur darin ein wenig, daß er die kleine schwache Frau wie einen Uhlanen behandelte, aber dafür trat auch früher eine Krise ein, es war eine Krise auf Leben und Tod, aber der alte Uhlane fürchtete den Tod ebensowenig als das Fieber und er blieb Sieger. Das Fieber wich, und Chaike konnte schon zwei Wochen nach jener Nacht, wo sie erkrankt war, das Bett verlassen. Freilich war sie schwach, recht schwach, und blieb es noch einige Zeit, trotz dem vielen Branntwein, den ihr der brave Jainkew zu trinken gab, und so war nicht daran

zu denken, daß sie mit dem Waarenbündel hätte über Land gehen und verkaufen können. Sie dachte wol hie uud da, was daraus werden sollte, aber sie ergab sich in ihr Schicksal. Und wieder eines Tages erschien der engbrüstige Schreiber mit dem versoffenen Gerichtsdiener, die arme Chaike zu pfänden.

Das war mehr als ein Unglück, als ein Schlag des Schicksals, das war wie der Fußtritt, unter dem der Wurm sich vergeblich aufbäumt, von dem er ohne Gnade zermalmt wird. So zermalmt, ganz zermalmt saß jetzt auch die arme Chaike da und sah zu, wie man ihr die Waaren nahm, sie fand kein Wort, um zu klagen, nicht einmal ein Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Noch einige Tage und der Monat war vorüber. Sie sollte den Wechsel einlösen, aber womit etwa? Sie lachte in ihrem Kummer auf, als sie daran dachte.

Der reiche Feiglstock wartete einen Tag und er wartete sagar zwei, am dritten aber war er in Sadagóra und klopfte bescheiden an die Thür des reichen Hausherrn Schalmon Atlaß. Dieser sah ihn erstaunt an, als er ihm den Wechsel vorzeigte, aber noch erstaunter blickte Feiglstock auf den reichen Atlaß, welcher rund wie eine Häringstonne vor ihm stand und in seinem Fette förmlich schnaubte.

„Gottes Wunder!“ murmelte er, „Herr Atlaß haben sich was erholt in die vier Wochen.“

„Wie? was meinen Sie?“

„Ich meine, daß Sie recht übel ausgesehen haben, als Sie vor einem Monate mit der Chaike Rebhuhn bei mir waren, ihr den Wechsel zu giriren.“

„Sind Sie verrückt?“ schrie Atlaß, „hab ich nie girirt der Rebhuhn, kenne sie gar nicht, war auch nie bei Ihnen, kenne Sie gar nicht.“

So kam der Betrug auf, den der rosenfarbene magere Schalmon Jarmurek Atlaß und die arme Chaike Wieselchen Rebhuhn zusammen verübt hatten.

Feiglstock spuckte nur vor Zorn, aber er ging doch nicht zu Gericht, unser Jude thut dies nur im äußersten Falle, daß er den Juden bei Gericht verklagt, aber er fuhr hin wo Chaike wohnte, ging zum Rabbi und schrie in der Gasse, daß alle Juden zusammenliefen und ihm halfen schreien und die arme Chaike verfluchen. „Ist so was erhört?“ sagte Peninna, „sie hat einen falschen Wechsel gegeben und hat nicht gezahlt am Tage, man sollte sie stecken in das Criminal!“

„Und ich hab' was Anderes gehört,“ sagte Jehuda, „Isak Löwensohn Fischbein ist gekommen aus Czernowitz und er hat dort gesehen den Schwager.“

„Wie soll er gesehen haben den Schwager, wenn er ist verwandelt in einen Esel,“ erwiderte Peninna.

* * *

Es ist weit gekommen mit der armen Chaike, ihre Kinder leiden Hunger zu Hause, und sie muß krank und bleich, mit rothgeweinten Augen vor den Rabbi treten, der über sie richten soll, richten mit aller Strenge, denn sie hat ein Verbrechen begangen, ein wirkliches Verbrechen. Und Niemand hat Erbarmen mit ihr, vor dem Hause des Rabbi wimmelt es von schwarzen Talaren und Kaftans in allen Farben und auf der Treppe stehen die Juden und

schreien und dringen bis in das Zimmer, in welchem der Rabbi in seinem langen seidenen Gewande hinter einem Tische sitzt und in der Thora liest.

„Sie kommt, dort kommt sie," rufen zugleich hundert Stimmen, und wirklich kommt die Verbrecherin, von Todesangst geschüttelt. Der Schames führt sie. Sie versucht sich an den Häusern vorbei zu drücken und zieht verschämt das Tuch, das sie auf dem Kopfe hat, über ihr grünes verweintes Gesicht, aber die Weiber stürzen auf sie los und reißen ihr das Tuch herab. „Da ist sie, die Betrügerin!" ruft die kleine viereckige Abra Gans Knofele. „Die Fälscherin!" schreit Judith Karfunkel, „Steine sollen ihr wachsen im Bauch." Die Männer heben Steine auf, sie hätten Lust, sie gleich auf offener Straße zu richten, und sie würden es auch thun, wenn der Schames die arme Chaike nicht schützen würde und die Wüthenden zurechtweisen. „Verflucht soll sie sein," kreischte Schmule Rappaport. „Verflucht sollen ihre Eltern sein, die sie gezeugt!" fügte Aaron Spitz Teitelbaum hinzu." „Die Bettlerin," sprach Peninna, ihr den Weg vertretend, „mir dienen wollte sie nicht, aber betrügen, dazu ist sie nicht zu hoch und stolz." Peninnas Brüder, Abraham Rosenstock und Jephta Kukuruz Rosenstock, ergriffen Chaike bei den Armen, jeder von einer Seite und begannen sie zu schlagen. „Schande hast Du gebracht über uns," riefen sie dabei, „Unglück soll nisten in Deinem Hause."

„Schlagt sie nur, schlagt sie," feuerte Peninna ihre Brüder an, während die beiden Rösenstöcke ein jämmerliches Geschrei erhoben.

„Schande?" rief jetzt Chaike, indem sie ihre Ver-

wandten zurückstieß, „habt Ihr mir geholfen im Unglück? Ihr habt mir nicht geholfen! Die Schande komme über Euch, und alle Flüche, die über mich gesprochen werden, sollen Euch treffen und Euer Haus."

Entsetzt traten die verschiedenen Rosenstöcke zurück und so gelang es Chaike, das Haus des Rabbi zu erreichen, sie lief jetzt in ihrer Herzensangst die Treppe hinauf, unbekümmert um die Verwünschungen, welche ihr von rechts und links zuflogen, und die Püffe, welche man ihr gab. „Da bin ich," rief sie vor den Rabbi tretend, „verurtheilt mich, straft mich, aber richtet auch Jene, die meines Blutes sind und mich verlassen haben in Elend und Noth, in Frost und Hunger und Unglück."

„Du bist hier die Angeklagte Chaike, Du allein," sprach der Rabbi.

Man verstand einige Zeit kein Wort, denn alle Juden und Jüdinnen, die vor dem Hause und auf der Treppe gestanden hatten, suchten zugleich in das Gerichtszimmer zu kommen, so entstand an der Thüre ein furchtbares Gedränge und Geschrei, wie bei der Erstürmung einer belagerten Stadt. Das Zimmer war indeß bald vollkommen gefüllt, und die Uebrigen mußten sich damit begnügen, auf die Zehen erhoben, von draußen über die Köpfe der Anderen hereinzublicken oder ihre Ohren zu spitzen und zu horchen.

„Ich weiß, daß ich verklagt bin," sprach jetzt Chaike, welche mit einem Male ihre ganze Unerschrockenheit zurückerlangt hatte, „ich habe betrogen, das gestehe ich ein, es ist wahr. Aber ebenso wahr ist, daß mein Mann mich elend zurückgelassen hat, mit meinen drei lebendigen Kin-

dern, und daß mir Keiner geholfen hat, von allen die verpflichtet waren mir zu helfen, weder mein Bruder hat mir geholfen, noch meine Schwägerin, noch die anderen Verwandten, und sind doch alle reich, und ich bin arm. Sind ehrliche, geachtete Leute, alle sind sie es, denn sie haben Geld, viel Geld, und wie soll der nicht redlich sein, der nicht Noth hat unredlich zu sein? Wie soll der nicht alle Ehren genießen, der ein Eigenthum besitzt, und Reichthum hat und Ueberfluß? Aber wer hat kein Kapital, ist schon ein halber Mensch, und wer bei allem Fleiße arm bleibt, der ist nicht werth, daß man ihn anspuckt! Aber so macht uns doch zu Sklaven! oder tödtet uns lieber gleich! sagt doch Salomo: der Reiche herrschet über den Armen, und wer da borgt, ist des Borgers Sklave. Wer nichts hat, der hat auch kein Recht zu leben. Euch gehört das Geld, und die Redlichkeit gehört Euch, und die Freuden alle gehören Euch. Was bleibt uns Anderen? Das nackte Leben und die Schmerzen. Es thut weh, unehrlich sein müssen, wenn man immer ehrlich war. Ich bin schuldig, und Ihr könnt zu Gericht sitzen über mich, aber ich sage Euch, wer einen Stein wälzet, auf den wird er kommen. Und es wird kommen der Tag, wo aufgedeckt werden Euere Sünden. Ich habe betrogen, das ist wahr, aber ich bin arm und that es aus bitterer Noth und in der schrecklichen Angst meines Mutterherzens. Ihr aber seid reich und meßt Euerem Nächsten mit schlechter Elle und wägt ihn mit schlechtem Gewicht und nehmt mörderische Zinsen von dem Gelde, das Ihr herleiht, und tödtet so den Leib, und die Seele und die Gerechtigkeit! Es wäre besser, sag' ich noch einmal, Ihr würdet

uns auf der Stelle tödten! Ihr seid ehrlich bei der vollen Tafel und hinter dem warmen Ofen, Euere Tugend hüllt sich in Sammet und Seide! Wir aber sollen ehrlich bleiben in Lumpen, bei Hunger und Frost und bei dem herzzerreißenden Weinen unserer Kinder! Seht wie ein Reicher thut, wenn er arm wird, er betrügt, er stiehlt, er raubt und mordet, und er hat doch gute Tage gehabt. Wie aber soll einer thun, der sein Elend mit sich zur Welt bringt, wenn er nicht mehr stillen kann seinen Hunger? Soll er auf der Straße umfallen und sterben? Nein, er soll nehmen vom Ueberflusse des Reichen, sagt der heilige Gott selbst in der Thora, lieber, denn er fällt wie das Vieh, und soll es siebenfach zurückgeben, wenn er kann. Was ich habe gethan, habe ich gethan, weil Gott es mir gesagt hat zu thun in der Hasara-Raba-Nacht, und weil der heilige Mann in Sadagóra mir hat prophezeit, daß Sonnenschein wird kommen über mich und der Prophet Elias selbst gekommen ist zu mir am Sabbathabend und hat gesprochen: Dein Mann wird wiederkommen Chaike, und mit ihm wird kommen das Glück.

So, ich habe gesprochen, was ich auf dem Herzen hatte, seit vielen Jahren, wo ich verlassen war von allen Freunden, jetzt ist es genug, und ich spreche kein Wort mehr."

„Hört sie, was sie thut sagen," schrien die Juden durcheinander, „sie will klagen gegen uns! Steine sollen ihr wachsen im Bauch! das Unglück soll nisten in Ihrem Hause!"

„Der Prophet Elias ist gewesen bei ihr," spottete Peninna, „wie sie kann lügen, die Betrügerin!"

„Er war bei mir," rief Chaike, „Gott soll mich sterben

lassen auf der Stelle, wenn er nicht war bei mir, und wenn ich die Wahrheit spreche, so soll er kommen und soll hier zeugen für mich.“ Sie sprach so aus innerster Seele und Ueberzeugung, daß Alle unwillkürlich nach der Thüre blickten, und mit einem Male entstand ein Gedränge, und ein alter Mann, den Wanderstab in der Rechten, machte sich Platz und stand jetzt vor Chaike, welche einen Schrei ausstieß und vor ihm niedergesunken wäre, wenn er sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. „Was ängstigt Ihr mir diese gute Seele,“ begann er mit seiner sanften überirdischen Stimme, „Gott selbst sendet mich, sie zu beschützen.“

„Wer bist Du?“ fragte der Rabbi, der ihn staunend betrachtete. Der Greis griff in seine Brust und zog ein uraltes vergilbtes Buch hervor, das er vor den Rabbi hinlegte. „Kennst Du dies,“ sprach er, „so weißt Du auch, wer ich bin.“

Der Rabbi warf nur einen Blick in das Buch, dann stand er auf und trat zu dem Greise hin, sein härenes Gewand mit heiliger Ehrfurcht zu küssen. „Wie soll ich richten,“ sagte er, „wo ein Größerer hier ist, den Gott selbst gesendet, nimm meinen Platz ein, Heiliger! und sprich im Namen des Herrn, was Du urtheilst.“ Der Greis ließ sich auf dem Sitz des Rabbi nieder, und so eng die Juden auch nebeneinander steckten in dem Zimmer, so wich doch jetzt Alles ehrerbietig und furchtsam fast zurück.

„Niemandem soll zu viel, noch zu wenig geschehen,“ begann der Greis feierlich, „die Gerechtigkeit geht bis zum Rechte, ihr folgen Alle, die redlichen Herzens sind. Aber

die Menschen stellen den Unschuldigen nach ohne Ursache, sie wollen ihre Häuser füllen mit Raub und lauern untereinander auf ihr Blut und trachtet einer dem anderen nach dem Leben. Die Weisheit aber klagt draußen in den Gassen: Wie lange wollt Ihr Thoren thöricht sein? Ich rufe und Niemand achtet darauf, so will ich auch lachen, wenn da kommt, was Ihr fürchtet. Wenn es über Euch kommt wie ein Sturm, dann werdet Ihr mich rufen, aber ich werde nicht antworten, denn der Ruchlosen Glück bringt sie um. Merket, was ich Euch sage. Der Sünder ist es, der seinen Nächsten verachtet, aber wohl dem, der sich des Armen und Elenden erbarmt, denn wer dem Geringen Gewalt anthut, der lästert den Schöpfer desselben, aber wer sich des Armen erbarmt, der ehrt Gott. Der Gottlose besteht nicht in seinem Unglück, wenn dagegen der Gerechte auch in seinem Tode getrost ist. Denn ein Gerechter fällt siebenmal und steht wieder auf, aber die Gottlosen versinken im Unglück. Ihr klagt dieses arme Weib an, daß sie gesündigt hat! Ihr verflucht diese gute Seele für ihre Sünde! Ich aber sage Euch, wie eine Schwalbe dahinfliegt, so fliegt ein unverdienter Fluch dahin und trifft nicht.

„Dieses Weib hat gesündigt, aber ihre Sünde kommt über Euch, denn Ihr habt sie verlassen in ihrer Noth, Ihr habt gespottet ihrer Armuth, ihres Hungers, Ihr habt verlacht die Angst ihres Mutterherzens! Ueber Euch kommt ihre Sünde, zehnfach, hundertfach kommt sie über Euch!“

Immer mehr und mehr wich die Menge zurück, ein Jeder blickte beschämt und zaghaft von der Seite auf den Anderen.

„Du hast weise gesprochen, heiliger Mann," begann jetzt der arme Feiglstock, dem der Angstschweiß von der Stirne rann und der in dieser Stunde alle Sünden seines Lebens abbüßte, „ich will gut machen, was ich schlecht gemacht habe, und will zurückstehen von meiner Klage und Verzicht leisten auf mein Geld."

„Wer verlangt dies von Dir?" erwiderte der Alte, „Du sollst bezahlt werden. Der Mann dieses Weibes wird kommen, ich sehe ihn hier eintreten mit dem Auge meines Geistes, und er wird zahlen ihre Schuld. Du aber, armes Weib, steh' auf von Deinem Falle und erhebe Dich! Gott lasse leuchten sein Angesicht über Dir, so geh' denn hin in Frieden!"

Chaike eilte zu dem Greise hin, sein härenes Gewand zu küssen, er ließ es aber nicht geschehen, sondern breitete seine Hände über sie und segnete sie. Dann begann mit einem Male die dichtgedrängte Menge schwarzer Talare und bunter Kaftane auf und ab zu schwanken, wie die Woge des Meeres. Von unten tönte Geschrei und pflanzte sich über die Treppe in das Gerichtszimmer fort. „Er kommt! Er kommt!" tönte es von hunderten von Lippen.

Chaike blickte zur Thüre hin und stieß einen Schrei aus, der alle Herzen erzittern machte.

Mitten in der Gasse, welche die Juden, erschreckt vor ihm zurückweichend, gebildet hatten, stand ihr Mann, reich und fremdartig gekleidet, und breitete seine Arme nach ihr aus, sie eilte auf ihn zu, und sank vor ihm in die Kniee. „Herr meiner Jugend!" stammelte sie, es war Alles, was sich ihrer Brust entrang.

„Mein Weib," rief Baruch Koreffle Rebhuhn, „mein

armes Weib!" Während er sie an sich schloß und seine Thränen heiß auf sie herabfielen, blickten Alle wie auf eine Erscheinung auf ihn. Peninna stand da, die Augen weit aufgerissen, die Lippen geöffnet, vollkommen versteinert. „Die Hoffnung, die sich verzieht, ängstet das Herz," murmelte die arme kleine glückselige Chaike, „wenn es aber kommt, was man begehrt, das ist ein Baum des Lebens."

„Was will er hier bei uns, der Verfluchte?" rief jetzt Peninna, in welcher Liebe und Haß von Neuem mit dämonischer Gewalt aufflammten. „Ist es schon vergessen, was er gesündigt hat?"

„Es ist vergessen und vergeben," gab ihr der Greis zur Antwort, „dieser Mann, den Du hier siehst, ist nicht derselbe, der von Euch gegangen ist, es ist ein weiser und frommer Mann, der hier zurückkehrt, ein Erwählter des Herrn, den er mit Glück gesegnet und mit allerhand Gütern. Ich bezeuge es, der ich mit ihm war in Jerusalem, am Grabe des Rabbi Jehuda bar Ilai."

Baruch trat bis an den Tisch vor, an welchem der Greis noch immer saß, und fragte ruhig: „Wie viel beträgt die Schuld?"

„Hundert Gulden," erwiderte der Rabbi.

Baruch zählte die Summe auf den Tisch und dann noch einmal hundert Gulden. „Dieses Geld hier," sprach er, „ist für die Armen."

„Woher kommst Du, Baruch Rebhuhn?" fragte der Rabbi erstaunt, „kommst Du aus Jerusalem?"

„Ich komme aus dem gelobten Lande," gab Baruch zur Antwort, „aus Jerusalem komme ich zu Euch."

„Aus Jerusalem kommt er zu kommen," murmelte es ringsum.

„Ich habe Buße gethan auf dem Grabe des Rabbi Jehuda bar Ilai," fuhr Baruch fort, „und der Herr hat mich wieder aufgenommen und hat mich gesegnet mit allerhand Gaben. Er hat mir Macht verliehen über die Geister und hat mir die Chochmath Haparzuf*) gegeben."

„Gott hat ihm gegeben die Chochmath Haparzuf," stammelte Peninna, „wie ist das möglich."

„Gehen wir," riefen Andere, „es ist Zeit zu gehen."

„Bleibt!" rief Baruch, „ich habe noch mit Euch zu reden." Seine Worte waren für Viele das Signal, sofort die Flucht zu ergreifen, aber er vertrat den Uebrigen den Weg, indem er zur Thüre eilte und mitten in derselben stehen blieb. „Ihr habt mein Weib verlassen im Unglück und als es strauchelte, habt Ihr, statt zu helfen, statt zu retten, sie vor den Richter geschleppt! Konntet Ihr dies wagen in Eurem Gewissen? Wer von Euch kann sagen: Ich bin rein in meinem Herzen und frei von Sünde? Ich lese auf Eueren Stirnen in jener Schrift, die Gott mich zu lesen gelehrt, daß ihr nicht anklagen solltet einen Anderen, damit nicht geklagt werde wider Euch, denn Ihr Alle nährt Euch von gottlosem Brod und trinkt vom Weine des Frevels." Er riß zugleich Judith Karfunkel,

*) Chochmath Harpazuf nennen die Kabbalisten die Gabe, jedem Menschen die begangenen Sünden von der Stirne herabzulesen. Unter manchen Anderen stand auch der in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts lebende Landesrabbiner von Mähren, Rabbi Schmelka, in dem Rufe, diese heilige Kunst zu verstehen.

die sich wie ein Hühnchen duckend, unter seinem Arme wegschleichen wollte, beim Aermel zurück. „Ich sage Dir, Deine Wege neigen zu den Verlorenen," schrie er sie an, „Du beleidigst den Herrn. Laß Deine Augen nicht fliegen dahin, was Du nicht haben kannst!" Judith wurde purpurroth und verkroch sich in den Winkel hinter der Thüre. „Und Du, Schmule Rappaport," fuhr Baruch fort, „auch Du hast mein Weib verflucht! Aber geh' hin, sag ich Dir, und messe mit anderer Elle, als Du bis jetzt gemessen, und wäge mit anderem Gewicht, als Du bist jetzt gewogen, so lange es noch Zeit ist, Deine Seele zu retten, Fälscher, der Du Alles fälschest, was durch Deine Hände geht." Während er noch zu dem sterbensbleichen Rappaport sprach, hatte er schon den wie einen Gehängten schlotternden Aaron Spitz Teitelbaum beim Kragen seines Talares erfaßt. „Du wolltest hier auch zu Gerichte sitzen, elender Diebeshehler," rief er, „kaufst von Dieben gestohlenes Gut, Du sanftmüthiger Räuber, mach' nur so fort, der Rachen der Hölle ist schon geöffnet, Dich zu verschlingen."

„Wir glauben Dir, Baruch," riefen Enoch Regenbogen, Reach Menkes Feuermann und Mendel Barom Rehbock, sich mit heftiger Zärtlichkeit zu ihm drängend, „wir sind alle Sünder und wir kennen unsere Sünden, und Du kennst sie auch, silberner, goldener, diamantener Baruch, wozu Dich weiter anstrengen?" Diese Unterbrechung wollte Peninna benutzen und entkommen, aber Baruch legte seine Hand auf ihre Schulter und hielt sie zurück.

„Laß mich vorbei," sprach Peninna noch immer hochmüthig.

„Dich am allerwenigsten," rief Baruch, „gerade Dich **nicht**, Du listig Weib im ehebrecherischen Schmucke, gerade Dich nicht — **Diebin**!"

„Wer ist eine Diebin?" schrie Peninna auf.

„Du! ich lese auf Deiner schönen Stirne, daß Du gestohlen hast, Schwägerin, meinen Esel hast Du gestohlen, der mein Eigenthum ist, vom Herrn von Kalinoski mir geschenkt an dem Tage, wo ich fortging nach Jerusalem."

„So ist es, sie hat den Esel genommen," riefen mehrere Talare und Kaftane im Chore, offenbar in der Absicht, sich bei dem gefährlichen Heiligen einzuschmeicheln.

„Ich habe Zeugen, Schwägerin, daß Du ihn gestohlen hast," fuhr Baruch fort, „ich werde gehen zum kaiserlichen Gerichte —"

„Ich will Dir den Esel wiedergeben," unterbrach ihn Peninna mit gepreßter Stimme, „und will Dir Ersatz leisten, was willst Du noch?"

„Was ich will?" sagte Baruch mit höhnischer Ruhe, „**demüthigen** will ich Dich, Du schönes, stolzes Weib. Ich werde zu Gerichte gehen, denn was ist Dir Geld? und was ist mir Geld? Ich will Dich verurtheilt sehen, im Kerker will ich Dich sehen, verachtet will ich Dich sehen und verspottet."

„Willst Du mich ganz verderben?" stammelte das schöne Weib, den Blick flehend zu ihm erhoben.

„Ja! das will ich."

„Nein Baruch, vergieb ihr, um meinetwillen vergieb ihr," bat die kleine Chaike, die Hände wie im Gebete faltend.

„Um Deinetwillen soll sie gedemüthigt werden," er-

widerte Baruch, „aber es sei, weil Du für sie bittest, will ich nicht gehen zu Gericht.“ Dann aber wendete er sich zu Peninna. „Du aber sollst vor meinem Weibe niederfallen, hier auf der Stelle, und sollst meinem Weibe die Füße küssen und ihr danken. Hörst Du.“

Das schöne stolze Weib starrte zuerst Baruch, dann die arme kleine Chaike an und brach dann vor der letzteren zusammen. Am ganzen Leibe bebend, bleich wie eine Todte, neigte sie die blutlosen Lippen zu ihren Füßen nieder. Dann stand sie mühsam auf und wankte hinaus.

Jetzt erst bemerkte man, daß der Greis nicht mehr da war.

„Wo ist der Heilige?“ fragte der Rabbi.

„Der Prophet Elias,“ rief Chaike, „wer hat ihn davongehen sehen?“

„Wie kann er davongegangen sein?“ sagte Baruch, „bin ich doch gestanden in der Thüre!“

„Er ist auf einem feurigen Wagen gegen Himmel gefahren,“ schrie von draußen herein Jainkew Maimon, der brave Schenkwirth, „ich habe es gesehen mit meinen eigenen Augen.“

*
* *

Und wieder sollte es Sabbath werden, der Kronleuchter brannte hell und feierlich, und auf der Schwelle des kleinen Gewölbes saßen die Kinder und erwarteten die Mutter mit bangen Herzen. Lange schon stand der Abendstern groß und ruhig am Himmel und zuckte in seinem bläulichen Lichte, da nahten endlich auf der Straße zwei Gestalten, und eine dritte folgte, einen Esel an einem Stricke führend.

Ein Mann eilte voraus, blieb stehen und streckte seine Arme nach den Kindern aus.

„Mein Gott, das ist, — das ist ja der Vater!“ schrie der kleine Baruch auf, und schon hing er an seinem Halse, während Israel und Esterka den fremden Mann verwundert anschauten, und auch dann noch verschämt bei Seite blickten, als er sie hoch aufhob und küßte.

Sie saßen dann an dem gedeckten Tische, auf dem der Fisch süß duftete in der braunen Rosinensauce, und Jainkew Maimon saß bei ihnen, nachdem er den guten Esel in den Stall geführt, aber keines sprach ein Wort, sie konnten nicht sprechen, das Glück macht uns ja verstummen, genau so wie das Unglück. Sie sprachen nicht, aber sie konnten sich nicht satt sehen, eines an dem anderen, Baruch an seinen Kindern, die so groß und schön geworden waren, und an seinem Weibe, und sein Weib und seine Kinder an ihm.

Chaikes sonst so trauriges Antlitz war wie von innen erhellt, ja es strahlte fast wie eine Sabbathlampe. An ihr war zur Wahrheit geworden der Spruch Salomonis: Ehe man zu Ehren kommt, muß man zuvor leiden.

Lange, lange saßen sie so stumm und so glückselig beisammen, bis endlich Jainkew Maimon, seinen Bart streichend, begann: „Kamerad, Du hast ein braves Weib, eine Perle sag ich Dir, und wenn ich es sage, so ist es so, denn ich bin ein alter Soldat, wie Du weißt, und kein Schacherjude wie die andern.“

„Nein, das bist Du nicht,“ erwiderte Baruch Koreffle Rebhuhn, „Du bist ein braver Kamerad, ich vergesse Dir nie, was Du gethan hast an meinem Weibe und den

Kindern, denn auch ich habe dem Kaiser gedient und bin geritten in das feindliche Feuer beim muthigen Schmettern der Trompeten. Ich werde hier an dieser Stelle ein großes Einkehrhaus bauen, Jainkew, und Du wirst der Wirth sein darin."

„Wie willst Du bauen?" staunte Jainkew.

„Wie ich bauen will," entgegnete Baruch, die Arme stolz in die Seiten stemmend, „nun mit meinem Gelde, denk ich, werde ich bauen. Ja, staunt nur und seht mich an, der Baruch Koreffle Rebhuhn ist gegangen als ein Verfluchter und als ein Bettler, gekommen ist er aber als ein vom Herrn Gesegneter und als ein Mann von großem Reichthum. Es ist, Gott sei gelobt, genug der Noth gewesen und des Elends und des Jammers in diesem Hause, nun sollen Glück und Freude hier einkehren für immer. Ich sage Dir, Jainkew, ein großes Einkehrhaus will ich bauen, und Du sollst der Wirth sein, und nicht in der Stadt will ich bauen, wo die Juden wohnen, sondern hier an dieser Stelle. In ein oder zwei Jahren wird die Eisenbahn hier vorbeigehen, Jainkew Maimon, und wir werden machen ein Geschäft, Du wirst reich werden, und ich reicher als ich bin. Und ich werde einrichten ein großes Handlungshaus für mich und meine Kinder, und werde bauen ein Spital und werde bauen ein Haus für die Armen, darin soll ein Jeder aufgenommen sein, der krank ist, alt ist oder arm, ob Jud, ob Christ, ob Muselmann, denn ich habe gesehen im gelobten Lande, daß es bessere Menschen gibt unter den Ismailiten als unter uns.

„Und ich, Baruch," fragte Chaike zögernd, „von mir sprichst Du nicht, soll ich nicht auch haben mein Geschäft."

„Nein, gute Seele," erwiderte Baruch, „Du hast der Sorge und der Plage genug gehabt in Deinem armen Leben, und der Angst zu viel in Deinem Mutterherzen, Du sollst fortan die Krone meines Hauses sein, sollst mir ein gutes Weib sein und eine Mutter Deinen Kindern, das ist Alles, was Du sein sollst und Alles, was das beste Weib sein kann. In Seide und in Sammet will ich Dich kleiden, mit Perlen und Diamanten Dich schmücken und Teppiche Dir unterlegen, und bist Du nicht zufrieden damit, so will ich als Teppiche meine Hände unter Deine Füße breiten. Denn wem ein braves Weib bescheert ist, das ist viel edler als die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, sie thut ihm Liebes und kein Leid sein Lebelang. Sie ist wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von ferne bringt, sie pflanzet einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände, ihre Leuchte verlöschet Nachts nicht. Sie breitet ihre Hände aus zu den Armen und reicht ihre Hand dem Dürftigen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Ihre Söhne preisen sie, ihr Mann lobt sie. Lieblich und schön sein ist nichts; ein braves Weib aber das soll man loben, sie wird gerühmt werden von den Früchten ihrer Hände, und ihre Werke werden sie loben im ganzen Lande."

„So hat die Hasara Raba doch wahr gesagt," murmelte Chaike unter Thränen lächelnd, mehr brachte sie nicht hervor.

Und wieder saßen sie lange Zeit so stumm und so glückselig und konnten sich nicht satt sehen eines an dem anderen. Draußen aber stand mit einem Male ein

alter ehrwürdiger Mann auf seinen Wanderstab gestützt und blickte durch das erleuchtete Fenster auf sie und lächelte.

*
* *

Die Juden aber fragten sich: „Warum haben wir denn eigentlich den armen Esel geprügelt?“




3 2044 018 772 244